Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

6 0
3

1 20
90

210

Die Tochter der Alhambra.

Dritter Band.

Die Tochter der Alhambra.

Historischer Roman in drei Büchern

von

Arthur Stahl.

Dritter Band.

Berlin.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Drittes Buch.

Maria.

Erstes Capitel.

Die erschrockenen Chorherren.

Es war ein halbes Jahr seit dem Tage verflossen, wo Maria de Padilla Herrin des Alcazar von Toledo geworden war, und noch war ihr der Besitz nicht ernstlich streitig gemacht, als durch eine Blockade von Toledo mit so ungenügenden Truppen, daß derselben mit der größten Leichtigkeit zu begegnen gewesen war. Sie handelte noch im Einverständniß mit den Bewohnern von Toledo, welche, so lange es ihnen keine große Unbequemlichkeiten verursachte, mit der größten Starrheit an ihren Principien festhielten, und auch ihr geheimer Anhang in den andern Städten war stark genug, um im entscheidenden Moment auf Hülfe zu rechnen.

„Seid einig und harret aus!“ Dies waren die beiden Formeln gewesen, in welche sich jeder ihrer

Rathschläge gekleidet hatte, immer der Hoffnung, daß dem Lande die Gräuel des Bruderkrieges erspart, und durch Standhaftigkeit die Regierung zum Nachgeben gezwungen werde.

Jetzt jedoch begann die Situation sich um Vieles schwieriger zu gestalten. Der Krieg in Navarra endete glücklich für die spanischen Waffen. Der junge König Franz, welcher selbst in die Pyrenäen auf sein Schloß gekommen war, begleitet von seiner reizenden Geliebten, der Gräfin Chateaubriand, deren Heimath die Grafschaft Foix war, hatte sich von Neuem Navarra entreißen lassen müssen, und gleich nach Beendigung des Krieges wurden unfehlbar die Truppen unter Haro's Befehl zurückberufen, und nach Toledo beordert.

Maria, dies vorhersehend, fand sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Hülfsmittel auf's Aeußerste anzustrengen, und die Besatzung von Toledo auf das höchste Maß zu bringen. Es strömten ihren Fahnen aus den benachbarten Städten auf geheimen Pfaden kriegstüchtige Leute in Menge zu, aber um sie zu bewaffnen und zu unterhalten, waren bedeutende Mittel nöthig, welche Maria nicht besaß.

Alles, was ihr an Privatvermögen noch geblieben, war erschöpft, die Municipalkassen von Toledo waren leer, die Juden, unter denen sich damals ebenfalls Rothschilde befanden, hatten sich bei Zeiten aus

dem Staube gemacht, der Handel ruhte während der Blockade, und führte keine neuen Summen nach Toledo.

Die stets von Erfolg begleiteten Ausfälle, welche Maria's Truppen machten, hatten zwar bis jetzt Beute und Proviant geliefert, aber bei der drohenden Rückkehr des Grafen Haro genügte dies nicht mehr, und wurde um Vieles gefährlicher, wie Maria wohl einsah. Sie befand sich in schwerer Sorge. Sollte, so lange der Muth der Bürger und der Soldaten vorhielt, ihr Unternehmen an diesem Umstande scheitern? Ein einziger glänzender Erfolg konnte vielleicht ihre Sache retten, Maria wollte Alles aufwenden, ihn zu erringen.

Die einzige Macht in Toledo, welche noch gänzlich unberührt von der Noth der Zeit geblieben war, und noch Mittel in Ueberfülle besaß, war die Geistlichkeit. Zwar hatte vorübergehend die Erhebung des Niederländers, des jungen Croix, zum Erzbischoffitz von Toledo sie schwer geärgert, aber da sie Alle gegen den Einen eingenommen waren, so hatten sie zu verhüten gewußt, daß die unermeßlichen Einkünfte der Pfründe sämmtlich in seine Hand geflossen waren. Als der Tod sie und den Cardinalshut von ihm befreite, fanden sich, wie das Publikum sagte, noch Tonnen Goldes unversehrt in den unterirdischen Gewölben der Cathedrale, und die Chorherren freu-

ten sich ihrer klug und verschwiegen, um gemächlich weiter zu leben, und in der Ausschmückung der Cathedrale fortzufahren. Diese herrliche Cathedrale war im letzten Jahrhundert allein aus den Mitteln der Geistlichkeit erbaut, und die sonderbare Proclamation, mit welcher sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ihren Entschluß angekündigt, hatte gelautet: „Wir wollen aus unsern eignen Einkünften und zur Erbauung der Christenheit einen Dom aufführen, so reich, so groß und so prachtvoll, daß die Menschen uns für wahnsinnig halten."

Als der Prinz Carlos in Spanien angekommen, war die Cathedrale ihrer Vollendung nahe, und Herr von Chièvres fand sie gerade schön genug, um seinen jungen, unbärtigen Neffen Croix mit der reichsten Pfründe von Spanien zu betrauen.

Jetzt nun nahm die Geistlichkeit eifrig die Vollendung ihres Werkes wieder auf, Heinrich von Egos hatte vollauf zu thun, Bildhauer, Maler, Goldschmiede, Mosaikarbeiter füllten die Kirche, des Hämmerns Tag und Nacht war kein Ende. Die kostbaren Marmorplatten, welche bereits die Wände des Hochchors bedeckten, wurden jetzt mit unermeßlichem Kunstfleiß zu Reliefs ausgemeißelt, die Altarverzierungen des Hochaltars wurden buchstäblich mit Goldplatten bedeckt, Edelsteine von unschätzbarem Werth wurden in die Monstranzen und Altargeräthe gefaßt,

und anstatt der Wandmalereien bedeckten Mosaiken auf Goldgrund die Wölbungen der Kuppel.

Maria de Padilla hatte zu anderer Zeit mit ihrem feingeschulten Sinn für die Werke der Kunst dem Bau ihr volles Interesse zugewandt. Die edle Reinheit seiner Formen, die schöne Einfachheit seiner inneren Ausschmückung, die gewaltige Kühnheit seiner Dimensionen hatten ihr Verständniß und Auge lebhaft gefesselt, und es war kein Tag vergangen, ohne daß sie es daran erfreute. Die Thätigkeit aber, welche jetzt plötzlich in so übertriebener Weise von den Chorherren entwickelt wurde, erregte in höchstem Grade ihr Mißvergnügen.

Zuerst beleidigte sie ihren Geschmack, welcher sehr rein, von jeder sinnlosen Ueberladung in der Kunst lebhaft abgestoßen wurde, vor Allem aber fand sie diese Verschwendung unpatriotisch, unzeitgemäß, in schreiendem Widerspruche zu dem Gefühl rechter Liebe für das bedrohte Vaterland und seine Noth. Wie weit noch ein anderes Gefühl sich in ihr Widerstreben mischte, war wohl Maria selbst nicht ganz klar; jedoch es war vorhanden.

Meister Adam Stark, der schlichte Goldschmied, hatte es in ihr geweckt und unbewußt genährt; nicht dem Buchstaben, sondern dem Sinn nach, nicht mit Worten, aber mit Handlungen. Seit Padilla's Tode hatte neben d'Avalos keiner Maria mit so viel Umsicht,

Selbstaufopferung und mit so viel heiterm Muth beigestanden, als der Goldschmied. Er war so sehr von der Gerechtigkeit der Sache durchdrungen, welcher Maria ihren Arm lieh, daß keine Mission ihm zu schwierig, kein Posten ihm zu gefährlich war. Es bedarf der besonderen Verhältnisse, um Vornehme und Geringere in so vollem Grade gegenseitig ihre Eigenschaften schätzen zu lehren. Maria konnte es nicht entgehen, daß die unerschrockene Rechtlichkeit, die Freimüthigkeit, die löwenkühne und doch demüthige Handlungsweise des Mannes auf einer Basis der moralischen Anschauungen ruhen müsse, die näher zu erforschen, sich der Mühe lohne. So hatte sie die Grundlagen der neuen Kirchenlehre und nicht ohne großes Interesse kennen gelernt.

Nicht, daß sie sich in ihrer Ueberzeugung bereits zu fester Form gestaltet hätten, oder daß sie bereits die Hoffnung hegte, diese werde ihr Banner auch über Spanien wehen lassen; aber sie richtete ihr Auge scharf auf die Mißbräuche und weltlichen Uebergriffe der Priester, auf vielfach auch ihr widerstrebende Gebräuche der Kirche und keinen unglücklicheren Zeitpunkt hätte die Geistlichkeit von Toledo wählen können, um ihren egoistischen und unpatriotischen Sinn an den Tag zu legen, als den, wo Maria de Padilla, für jetzt die unbeschränkte Herrin von Toledo, von ihnen Bürgersinn und Opferfreudigkeit erwartete.

Die Noth stieg mit jedem Tage höher. Die Stunde, zu welcher Haro mit seiner Armee vor Toledo eintreffen konnte, war fast zu berechnen und Maria's Hülfsmittel waren gänzlich erschöpft. Sie hatte Truppen in Masse, aber sie konnte ihnen nicht mehr reichlich, wie sonst, den Sold auszahlen, sie sah den Augenblick kommen, wo sie sich in der qualvollen Lage Padilla's befinden würde.

Aber noch sank ihr Muth nicht, sich wohl bewußt, wie die feste Lage Toledo's und des Alcazar sie in Vortheil stelle gegen die verzweiflungsvolle Lage des Heeres bei Villalar. Sie faßte einen schnellen Entschluß. Sie wollte an die Hülfe der Geistlichkeit appelliren, hoffend, daß diese den dringenden Forderungen der Zeit ihr Ohr nicht verschließen werde.

Als Maria am Morgen vom Söller in den Hof des Alcazar herunterstieg, hörte sie die letzten Worte eines Gespräches, welches Meister Adam, Josua Benjamin und Petronila so eben mit einander gepflogen hatten. Neben seinen andern Würden bekleidete Adam auch jene eines Zahlmeisters der Truppen und kannte daher von Allen am Genauesten den schlimmen Stand der Dinge.

Petronila zog einen dünnen goldenen Reif vom kleinen Finger und hielt ihn dem Goldschmied hin.

„Kann Euch dies nichts nutzen, Meister?“ fragte

sie mit der jammervollen Stimme, die ihr in Toledo zur Gewohnheit geworden war.

„Nein, Amme," sagte der Goldschmied, „aber Euer Wille ist gut. Wenn es uns nur gelingt, der Senora noch zwei Tage unsere Magerkeit — hier zog er einen sehr langen und gänzlich leeren Beutel hervor — zu verbergen, so finden wir vielleicht von Neuem Rath."

„Ihr dürft mir nichts verbergen, guter Adam," sagte Maria hinzutretend, „auch dürfte dies Euch schwer gelingen. Unsere Noth duldet keinen Aufschub und die Gefahr wird täglich drohender. Es bedarf der äußersten Energie oder wir sind verloren. Geht jetzt, Meister Stark, zu den Domherren in Toledo und bittet, das Capitel möge mich, einer wichtigen Besprechung halber, in einer Stunde im Capitelsaal der Cathedrale erwarten."

Maria entfernte sich und der Goldschmied kratzte sich vergnügt hinter den Ohren.

„Ich gratulire, Ihr Chorherren, zum Besten wird es Euch nicht ergehen," lachte er vor sich hin, „Augen hat sie, die sehen durch Holz und durch Wände und daß hinter dem Kreuz der Teufel sitzt*), weiß Niemand besser als sie."

Er trollte eilig davon und die Chorherren

*) Detras de la cruz está el diablo. Spanisches Sprüchwort.

empfingen seinen Auftrag mit einer gewissen Beunruhigung, welche sie hinderte, ihr Frühstück mit der gewohnten salbungsvollen Breite zu beenden. Sie hatten bisher Maria nichts in den Weg gelegt, aber sie hatte auch nichts von ihnen begehrt. Sie waren gute Patrioten, so lange es ihnen nicht an den Kragen und an den Geldbeutel ging

Mit dieser directen Annäherung der Herrin der Stadt und der Festung, mit diesem Aufruf an das Capitel, welchen diese ihre Stellung ihr erlaubte, ging schon ein großer Theil der unbefangenen Gemüthlichkeit verloren. Indeß versammelten sie sich und harrten der Donna.

Maria ritt, gefolgt von d'Avalos, Egos und Astasio, den Burgberg hinab und hielt an der Thür der Cathedrale. Ihr Gesicht war sehr bleich, ihr Mund mit beinahe zornigem Ernst geschlossen; den Augen, welche sie liebten, konnte es nicht entgehen, wie groß die Veränderung war, die mit ihr vorgegangen. Sie war noch sehr schön, ach nur zu schön für unerwiderte Wünsche — aber dennoch war es nicht dieses Gefühl, welches jene Fernan's in's Ungemessene steigerte, es war das Mitleid.

Das Mitleid, dieses heiße und zarteste Gefühl, das sich keusch verbirgt, wie die Liebe, um nicht den Stolz des Andern zu verletzen, das forschend und errathend eindringt in die tiefsten Kümmernisse der

Seele, um sanft die Heilung zu versuchen, das Mitleid, welches kein Verlangen kennt, als mit der eignen wunden Brust die Schläge des Schicksals aufzufangen, die das andere geliebte Haupt bedrohen.

Maria blickte nach d'Avalos und begegnete seinen Augen, die fast starr auf sie geheftet waren. Ein leiser Unwille spielte um ihren Mund, um aber sogleich einem sehr milden Ausdruck zu weichen. Sie trat in die Cathedrale, wo zwei der Chorherren sie erwarteten, um sie in den Capitelsaal zu geleiten, zuvor aber wandte sie sich noch einmal an ihr Gefolge.

„Erwartet mich vor der Thür des Capitelsaals, Senores," sagte sie leise, „und sind die Truppen, welche ich bezeichnete, in der Nähe der Cathedrale vertheilt?"

„Wie Ihr befahlt, edle Senora," sagte Adam Stark und in diesem Augenblicke wurden an der gegenüberliegenden Seite des Platzes und von den Domherren sogleich bemerkt, die glänzenden Lanzen einer aufziehenden Truppe sichtbar. Die beiden Prälaten sahen einander überrascht und bedeutungsvoll an, mit den Augen nach den Soldaten zwinkernd, während Maria sich stellte, als bemerke sie dieselben gar nicht. Sie durchschritt jetzt mit den Priestern die Cathedrale, die Thüren des Capitelsaals öffneten sich weit und sie trat ein.

Dieser Saal, welcher noch jetzt die Bewunderung

der Reisenden ist, war vor Kurzem vollendet worden. Die kunstvolle Decke von Gold und Cedernholz glänzte in reicher Pracht, die mit purpurrother Seite bekleideten Wände waren mit herrlichen Oelgemälden bedeckt, und rings herum liefen die Chorstühle der Geistlichkeit von jener Holzschnitzerei, in welcher die spanischen Künstler so Außerordentliches leisteten. Ueber jedem Chorstuhle hing das Portrait eines der früheren Domherren und unter diesen saßen in stattlicher Runde, angethan mit ihren brocatenen Ordensgewändern, die jetzigen, sich ihres Lebens noch erfreuenden Prälaten und begrüßten Maria. Diese war weder geblendet von dem Glanz der Capitelherren, noch fühlte sie sich beengt auf dem goldstrotzenden Stuhle, welchen sonst der vornehmste der Kirchenfürsten einnahm und den man ihr anbot. Sie war zu sehr vom Schicksal daran gewöhnt worden, den Dingen auf den Grund zu sehen und den Schein vom Inhalt zu unterscheiden.

„Hochwürdige Väter, ich komme um Eure Hülfe zu begehren," begann Maria.

„Sie ist Eurer Person immer gewiß, edle Senora," sagte der Erzbischof.

„Nicht so, Hochwürden. Ich begehre nichts für meine Person, nichts für mein Seelenheil, ich fordre Eure Hülfe für das Vaterland durch die That, wie Ihr sie uns bisher durch Zusprache erwiesen habt."

„Und wie, auf welche Weise könnte dies geschehen?"

„Ihr zeigtet Euch dem Bunde der Comuneros geneigt."

„Wir thaten es. Aber Ihr werdet doch nicht erwarten, daß wir mit unsern geheiligten Händen zu den Waffen greifen?"

„Das Kreuz ist ein herrliches Siegesbanner, wenn die Sache heilig ist, um welche der Kampf gilt; — aber ich fordere es nicht. Wir haben Hände genug die Waffen zu führen, muthige Herzen, eine begeisterte Jugend; aber wir haben nicht mehr die Mittel die Truppen zu unterhalten. Die Bürger von Toledo haben ihre Opferfreudigkeit in vollem Maaße bewährt, jetzt sind die Municipalkassen vollständig erschöpft, Padilla's Vermögen ist vom Regenten confiscirt, das meine längst hingegeben. Senores, ich fordre im Namen der Comuneros einen Theil der Kirchenschätze."

Die Prälaten so viel ihrer waren, erhoben sich von ihren Sitzen.

„Wie? — Und mit welchem Recht? — Unmöglich!" — — riefen wirr durcheinander viele Stimmen.

„Mit welchem Recht?" fragte ruhig Maria. „Mit dem Recht des Vaterlandes und seiner Ehre die wir vertheidigen, mit dem Vertrauen des Bürgers auf den Bürger, des Spaniers auf den Spanier, des

Bedrohten auf den Bedrohten, hochwürdige Väter. Könnt Ihr Eure Interessen von den unseren trennen? Gestattet selbst die Klugheit Euch, es zu thun? Nein gewiß nicht! Hat Euch Chièvres nicht genugsam belehrt, was wir von dem Fremden zu erwarten haben? War Croix Euch erwünscht auf dem Erzbischofsstuhl von Toledo? Wißt Ihr nicht für Wen unermeßliche Summen nach Deutschland fließen und daß ein fremdes Kaiserreich die beste Kraft unseres Landes aussaugen und vergeuden wird? Gelüstet Euch nach den Niederländern, auch noch das Raubritterthum von Deutschland hier zu sehen? Die Nachgiebigkeit würde Eure Interessen nicht mehr schützen, die Lauheit aber wird sie mit den unsern zu Grunde richten. Die erste Schwäche hat unabläßig andre im Gefolge; steht die Kirche jetzt nicht mit den Bürgern des Landes für ihr heiliges Recht ein, zeigt sie nicht jetzt dem jungen Herrscher, daß sie Eins ist mit dem Willen des Volkes, so wird sie auch in Zukunft nur ein Werkzeug in seinen Händen sein und sie wird büßen müssen, was sie jetzt verschuldet. Vergeßt nicht, daß die Zeiten Ferdinands vorüber sind, daß wir uns gegenüber einem Fürsten von kalter und maaßloser Herrschbegierde befinden, gegenüber einem Charakter der mit Füßen tritt, was sich ihm beugt. Faßt Euren Entschluß, Senores und laßt mich ihn hören."

Die Prälaten waren zuerst sprachlos vor Erstau-

nen und Einige ließen so betrübt die Köpfe hängen, als sähen sie sich gewaltsam ihrer fettesten Pfründen beraubt. Dann aber brach ein Sturm des Unwillens aus, der ohne Rücksicht auf die Anwesenheit Maria Padilla's, sich in dem lautesten Widerstreben, auch nur ein Goldstück herzugeben, kund that. Maria hörte mit feinem Ohr auf die verschiednen Stimmen und bewahrte noch immer ihre vollkommene Ruhe. Sie hatte nicht die Absicht Gewalt anzuwenden, so fern sie durch die Unterredung ihren Zweck erreichen konnte.

„Ich verstehe Euren Unwillen nicht, hochwürdige Herren," sagte sie endlich. „Der Bund der Comuneros fordert keine weiteren Opfer von Euch, als daß Ihr — vielleicht eine kurze Spanne Zeit nur — den Sold an die Truppen zahlt, denn die Entscheidung naht. Der Graf von Haro kehrt mit seinem Heer aus Navarra zurück und hat den Befehl sich um Toledo zu lagern.

Nicht einen Kampf muthwillig heraufbeschwören wollen wir, jeder Tropfen Blut, welcher nutzlos vergossen wird, würde mein Gewissen schwer belasten, wir wollen nichts als einig dastehen und unser Veto einlegen, wenn uns Das angetastet wird, was jedem Spanier das Höchste sein sollte; die Verfassung und die Bürgerehre. Und dazu wollt Ihr Eure Hülfe und Eure Stimme verweigern, hochwürdige Väter? Während Cor=

tez und Volk fest zusammen stehen, wollte die Geistlichkeit dem Beispiel des servilen Adels folgen, der im Hinblick auf gewisse Privilegien seine Ehre und selbst seine Ueberzeugung verräth?"

„Nachgeben wäre das Klügste und Beste," murmelten einige der Chorherren.

Maria erhob sich und sah sie mit einem Blick voll unverholener Verachtung an. Zorn blitzte aus ihrem Auge und eine flammende Röthe hatte sich über ihre Stirn gelegt.

„Nachgeben!" rief sie, „gebt Acht Senores, daß dieses Wort nicht mit seiner ganzen Schwere dereinst auf Euch zurückfällt. Der Adel wird es bald genug empfinden. Der König haßt seine Macht, wie jede Macht neben ihm und er sucht ihn jetzt zu gewinnen, nur um ihn später desto sicherer sich zu unterwerfen. Der König verfolgt, aber er achtet auch nur was sich ihm mit der ganzen Unbeugsamkeit des eigenen Charakters entgegenstellt. Giebt die Geistlichkeit jetzt nach, so sinkt sie herab von ihrer Macht. Die Inquisition selbst, deren Schirmherr Carlos ist und deren Denunciations- und Blutgelder in des Königs Kassen fließen, wird für die Kirche zur Geißel werden.

Täuschet Euch nicht, Senores, ich beschwöre Euch, täuscht Euch nicht! Alles ist anders geworden in Spanien. Nicht mehr einheimischen Herrschern welche Spanien lieben, stehen wir gegenüber, sondern einem

Fremdling der Gesinnung und der That nach, der nichts achtet, als sein Gold und seine Länderausdehnung. Es ist ein böses Gestirn über Spanien aufgestiegen und Jahrhunderte werden daran zu tragen haben."

Maria schwieg erschöpft, als sähe sie im Geiste die schrecklichen Zeiten Philipps II. über ihr armes Vaterland heraufziehen und die Prälaten standen in Gruppen eifrig berathend zusammen. Sie konnte die Stimme Einzelner unterscheiden, welche für die Gewährung ihres Wunsches sprachen, aber sie wurden übertönt von der lebhaften Protestation der Andern.

Maria wartete ruhig eine lange Weile. Endlich erhob sie sich wieder und sah forschend rings im Kreise umher.

„Habt Ihr Euren Entschluß gefaßt, hochwürdige Herren?"

Die Prälaten sahen einander an, räusperten und winkten dem Aeltesten des Capitels zu reden. Der Ton seiner Stimme sagte Maria sofort, was sie zu erwarten habe.

„Sintemalen wir mit dem Bau der Cathedrale, der Ausführung des größten Werkes beschäftigt sind ..."

Maria de Padilla unterbrach ihn unwillig. „Des größten Werkes!" rief sie. „Wie, und es ist ein Spanier der dies auszusprechen wagt? Es gäbe ein größeres Werk, als die Vertheidigung des Vaterlan-

des und seiner Verfassung? Sie muß das oberste Schirmdach sein, unter welchem Alle in Frieden wohnen und Schutz finden, der Höchste, wie der Aermste, die Kirche, wie die Bürgerschaft. Ohne das verfassungsmäßige Recht und ohne diese Ueberzeugung, welche die Kraft des Widerstandes giebt, ist die Geistlichkeit so gut wie der Bürger jeder zufälligen Laune des Herrschers, jeder Willkür seiner Günstlinge preisgegeben. Fürchtet Ihr nicht, in Eurer herrlichen Cathedrale, von Neuem das Hochamt von einem Niederländer celebriren zu sehen? Das und Schlimmeres wird aber geschehen, wenn Ihr jetzt nachgebt und Euer Gold höher schätzt als Eure Mannesehre."

Ein Murren und Murmeln flog durch die Versammlung, ein Flüstern und Kopfschütteln und endlich erging wiederum der Wink an den Aeltesten zu sprechen.

„Sintemalen wir mit der Vollendung unsres Werkes beschäftigt sind," begann er abermals, „daß Nachgeben eine Tugend des Christen ist und der Frieden die Aufgabe der Kirche; hat das Capitel beschlossen, dem kriegerischen Treiben fern zu bleiben und kein Gold zu geben."

Maria de Padilla erhob sich und sah einen der Prälaten nach dem andern scharf an. Einige Augenblicke brannten dem engherzigen Egoismus gegenüber, alle die Wunden schärfer, welche Padilla's und ihre

Selbstlosigkeit durch den Verlust alles irdischen Glücks ihr geschlagen; dann aber glätteten sich plötzlich ihre Züge und ein Zug von Ironie spielte um den Mund der schönen Frau.

„Ist das Euer letzter und wohlerwogener Entschluß, hochehrwürdige Väter?" fragte sie.

„Unser wohlerwogener Entschluß," antworteten Alle wie aus einem Munde.

„Ich glaube nicht," sagte Maria. Sie näherte sich der Thür. „In jedem Falle lasse ich Euch drei Tage Zeit, in diesem Saale über den Entschluß ruhiger Ueberlegung zu pflegen."

Sie verneigte sich und ging.

Einige Sekunden später hörten die entsetzten Prälaten, wie die schweren eisernen Ketten und Barren sich mit lautem Geklirr vor das Thor des Saales legten, wie die Riegel vorgeschoben wurden, die mächtigen Schlüssel sich drehten, wie sie mit einem Wort und um die Stunde des Mittagsessens, in dem Capitelsaal eingesperrt waren. *)

Draußen aber hielt Maria inmitten ihres Gefolges und sah mit zornglühenden Wangen und mit großer Kaltblütigkeit zu, wie Adam Stark mit seinen athletischen Armen die Thür des Capitelsaals nach ihrem Befehl, unter vielfachen Verschluß legte, aus

---

*) Historisch. Johann von Ferreras.

vielen besondern Gründen eines der größten Vergnügen, welches der Goldschmied jemals genossen hatte.

„Ich hoffe, das Capitel wird sich besinnen, d'Avalos," sagte Maria, als es geschehen war. „Laßt jetzt eine starke Truppenabtheilung sich vor dem Thore aufstellen. Morgen früh wollen wir die Herren wieder um ihre Meinung befragen."

Sie ritten jetzt über den Platz der Cathedrale und den Zocodover dem Alcazar zu, und es war seltsam zu sehen, wie das Volk von Toledo, das wie ein Lauffeuer die Nachricht des Vorgefallenen erhalten hatte, sich der den Priestern widerfahrenen Demüthigung freute, obwohl es unter ihrer Herrschaft stand.

Zweites Capitel.

Don Alexandro de Rivas.

Maria näherte sich mit ihren Begleitern dem Thore des Alcazar, als ihr Auge halb zufällig auf einer Männererscheinung haften blieb, die ihr plötzlich entgegentrat. Auf einem freien Felsvorsprunge, hart am Abhange, welcher gegen den Tajo abfällt, und

von dem klaren Himmel scharf wie ein Bild abgezeichnet, erschien Don Alexandro de Rivas, uns nicht mehr fremd, Maria und ihrem Gefolge aber gänzlich unbekannt. Um so natürlicher war es, daß er auffiel. Der spanische Mantel, mit unbeschreiblicher Grazie über die linke Schulter geworfen, umfloß in kunstvollen Falten die hohe und schlanke Gestalt, der Hut mit der langen Feder, unter welchem eine Fluth von natürlichen Locken hervorquoll, beschattete das schönste Gesicht, welches jemals Spaniens Sonne beschien, und Maria betrachtete es einige Sekunden mit einer Art naiver Bewunderung, wie sie auch ein sehr schönes Gemälde oder eine schöne Blume bewundert haben würde.

Don Alexandro de Rivas, von dieser Wahrnehmung augenscheinlich sehr befriedigt, und völlig überzeugt, daß der erste Eindruck seiner Person unwiderstehlich wie immer gewesen, nahm den Hut ab, und verbeugte sich tief vor Maria, jedoch ohne sich zu nähern. Während Maria in den Hof des Alcazar eintritt, drehte sich Meister Stark auf seinem wuchtigen Pferde noch einmal um und richtete sein kluges Auge auf den jungen Spanier.

„Was ist denn das für ein Zieraffe?“ sagte er.

Eine Stunde später befand sich Maria einsam in ihrem Gemach. Sie war erschöpft von der Aufregung, traurig wie immer, und hoffnungslos, wenn

der Drang des Augenblicks ihr gestattete, sich auf ihr eignes Herz zu besinnen. Die äußerste Anspannung ihrer Thatkraft allein hielt sie aufrecht, in den Momenten des Alleinseins aber blickte ihr Auge starr und schaudernd auf ihr zerschlagenes Lebensglück, und die Sehnsucht nach ihrem Gatten drohte ihr die Brust zu zersprengen.

Unten im Hof des Alcazar war indessen die Scene um Etwas heiterer. Die Soldaten spielten mit Karten das Traplierspiel, oder erprobten an einem Ziel die neuen Geschosse, welche sie bei ihren Ausfällen von den königlichen Truppen erbeutet hatten. Meister Adam Stark sprach mit den Bürgern von Toledo, welche im Alcazar freiwillig Dienst thaten, aber immer mit der etwas spöttischen Derbheit, die nun einmal seine Meinung von ihrer Prahlerei und ihrer Feigheit ihm eingab, und an einem schattigen Plätzchen unter der Säulenhalle saßen Petronila und Luz, Beide in augenscheinlicher Beunruhigung. Denn außer dem Kummer, welcher ihre Seelen bedrückte, befanden sie sich noch in einer andern Verlegenheit.

Luz zog einen Brief aus ihrem Busen, entfaltete ihn und sagte, ihn Petronila hinhaltend:

„Ach, lies mir doch den Brief vor, gute Petronila, während ich die Spindel drehe.“

Die Amme betrachtete lange aufmerksam das Schreiben von allen Seiten, räusperte sich einigemal

wie ein Redner, der seinen Vortrag beginnen will, und sagte endlich nicht ohne Würde:

„Luz, ich kann nicht lesen.“

„Das ist schade,“ sagte Luz, die sich in großer Bedrängniß befand.

Den Brief hatte ihr ein fahrender Mönch aus Guipuscoa zugesteckt, sie wußte, daß er von Don Ignaz von Loyola war, und hätte für ihr Leben gern auch gleich seinen Inhalt gewußt. Ihre Bildung war im Vergleich zu jener Petronila's beinahe klassisch zu nennen; Astasio's Liebesbriefchen konnte sie immer ohne die geringste Hülfe lesen, ja, sie wußte eigentlich ihren Inhalt schon genau, bevor sie gelesen hatte, und sie selbst wußte auf Blätter Botschaften für ihn auf das Zierlichste einzukratzen, — aber vor der Handschrift Loyola's stand sie in gänzlicher Hoffnungslosigkeit und starrte reglos in den Brief.

„Wäre nur Astasio hier,“ sagte sie — der Junker war mit einer Sendung nach Toledo gegangen — aber hegte doch lebhaft den Wunsch, den Inhalt des Briefes zu kennen, bevor er zurück käme, da sie vielleicht Unangenehmes zu hören habe. Endlich fielen Petronila und sie gleichzeitig auf einen Gedanken.

„Meister Adam!“ riefen sie.

Der Goldschmied kam sogleich, und stellte sich gravitätisch vor sie hin.

„Ich bitte Euch, Meister, lest uns den Brief vor,“ bat Luz.

Der Goldschmied las auch lieber Gedrucktes, was man ihm seiner Handdruckpresse wegen gar nicht verdenken kann; allein er ging doch tapfer auf Geschriebenes los, wenn auch mit einigen Schweißtropfen. Er spreizte die Beine etwas, beugte sich nach vorn über und las:

„Meine kleine Luz,

halte Dich bereit, die Stunde naht. Ich darf voraussetzen, daß Du Dich jeder Einzelnheit meines Auftrags an Dich, und genau der unterirdischen Gänge erinnerst, durch welche ich Dich geführt habe, und in welchen Du das Ausgangsthor mit Deinen eignen Händen aufgeschlossen hast.

Bitte jetzt Heinrich von Egos in meinem Namen, Dich noch einmal von allen Einzelnheiten und von den Gefahren zu unterrichten, die Euch drohen könnten —“

Luz schauderte.

„Der Graf von Haro hat Befehl,“ — fuhr Adam Stark in seiner Lectüre fort, — „unverzüglich von Navarra nach Toledo aufzubrechen, und es ist unmöglich, daß seinem geübten Heer und seinen Feuerwaffen die Besatzung von Toledo widerstehen könnte. Versucht daher Alle, was an Euch ist, die Senora Maria de Padilla zu über-

reden, früh genug den Alcazar zu verlassen, im Augenblicke der Gefahr aber bewege sie, Dir zu folgen, Luz! Sie wird sich Dir und Egos leichter anvertrauen, als einem Boten, den ich senden würde. Am andern Ufer des Tajo jedoch werdet Ihr einen Mönch Eurer harrend finden, vertraut Euch ihm furchtlos an; er wird Euch sicher an einen Ort geleiten, wo Ihr jeder Gefahr überhoben seid. —"

„Und Astasio?" fragte Luz angstvoll.

„Der steht nicht darin, wie Du wohl denken kannst, Du dummes Kind," sagte der Goldschmied.

„Auch kein Verbot?"

„Nichts."

„So kann er mit uns gehen," sagte Luz bestimmter, als sie je etwas in ihrem Leben gesagt hatte; „denn er oder ich, das ist ganz dasselbe."

„Und wer hat den Brief geschrieben, Luz?" fragte der Goldschmied.

Das junge Mädchen erröthete bis über die Ohren. Erst jetzt fielen ihr wieder die schrecklichen Drohungen Loyola's ein, wenn sie plaudere, und sie beschwor um Gotteswillen Adam und Petronilla, die Senora zur Flucht zu bereden, ohne doch das Geheimniß des Briefes zu verrathen. Zu ihrem Glück stand auch kein Name darunter, und Adam Stark war nicht neugierig.

„In jedem Falle ist der Rath gut," sagte er, „und wir müssen unsere Maßregeln treffen. Geschwant hat es mir schon lange, und nun drauf mit Muth!"

Er mischte sich unter die Bürger, während Petronila laut schluchzend zur Senora hinaufstürzte. Sie hatte vom Inhalt des Briefes nur begriffen, daß neue Gefahr über dem Haupte ihrer geliebten Herrin schwebte, und dies für sich zu behalten, wäre unmöglich gewesen. Etwas wie Zorn über das Schicksal Maria's erfüllte sie, und sie überfiel die Arme, welche in ihrem einsamen Gemach saß, mit einem ihrer heißesten Verzweiflungsausbrüche. „Flieht, Senora, flieht!" waren die stürmischen Anrufungen, mit denen sie jeden ihrer verwirrten Sätze endete. —

Maria, immer so gütig gegen Untergebene, fand sich jedoch nicht im Stande, ihre Heftigkeit lange zu ertragen. Schon so unbarmherzig im eignen Herzen gemartert, fand sie nur Selbstbeherrschung und Stütze im Verkehr mit Denen, die ihren Kummer nicht in seiner Tiefe begriffen, aber ihre geistigen Ziele verstehen konnten.

Freilich vermochten der Jammer und die Thränen der alten Amme, die sie gewissermaßen als ein Vermächtniß aus dem Elternhause mitgenommen hatte, keinen Einfluß auf ihre Entschließungen zu üben; aber die Erinnerung jetzt an ihre selige Jugendzeit

in der Alhambra, an ihr geliebtes Elternpaar, an ihre aufblühende Liebe zu Juan, jetzt, wo sie keiner der sanften Regungen sich überlassen durfte, weil die Pflicht zu handeln sie mit unablässigem Mahnruf bestürmte, — das war zu viel.

Maria beschwichtigte die Amme mit einigen sanften Worten, und schickte sie fort; aber sie blieb nicht lange allein.

Meister Adam klopfte und trat mit etwas unruhiger Miene ein.

„Es ist da unten im Hofe ein Besuch, edle Senora, der sich durchaus nicht abweisen lassen will. Es ist ein junger Fant, nicht mehr und nicht weniger, aber er sagt, er überbringe eine Botschaft vom Regenten Adrian, und seinen Namen will er Euch selber sagen.“

„Führt ihn herauf, Meister Adam,“ sagte Maria ruhig.

Adam wollte gehen, wenn auch mit der Absicht, als Wächter an der Thürschwelle zu bleiben. Plötzlich drehte er sich noch einmal schnell nach Maria um, und sagte:

„Dahinter steckt Etwas, seid auf Eurer Huth, Senora.“

Maria wurde wenig von des Goldschmieds Warnung berührt. Gutes erwartete sie nicht von Adrian, und Schlimmeres, als des Grafen von Haro Ankunft,

bevor eine Verständigung der Comuneros mit dem Könige ermöglicht war, konnte kaum geschehen. Sie war gefaßt auf Alles, ausgenommen auf das Eine vielleicht, was ihr bevorstand.

Maria trat in eine der tiefen Fensternischen, und sah träumenden Blicks hinaus in das dämmernde Land; sie hörte nicht, wie die Thür sich öffnete, und der leichte Fuß des schönsten der Cavaliere über die Schwelle trat.

Don Alexandro de Rivas dagegen war nichts weniger als unbewegt, und er fühlte dies selbst mit Vergnügen, denn es giebt wohl Niemanden, der sich gern mit kaltem Blute in ein Liebesabenteuer wagte. Wenn Maria's Erscheinung zu Pferde bereits sein verwöhntes Auge entzückt hatte, so geschah dies jetzt um so mehr, wo sie ihn näher, erreichbarer, frauenhafter berührte, und wie versunken betrachtete er einige Sekunden ihre schlanke Gestalt, die von dem Sammet ihres schwarzen Kleides umflossen, wie ein Bild in dem Rahmen des gothischen Fensterbogens stand, und ihren feinen Kopf, der von der Schwere des prachtvollen Haares leise herabgeneigt schien. Jetzt faßte Don Alexandro leicht an seinen Degengriff, und Maria wandte sich um.

„Senor . . .“ sagte sie, ihm einen Schritt entgegentretend, und ihr großes und kluges Auge heftete sich auf ihn.

Don Alexandro näherte sich schnell, beugte ein Knie, faßte Maria's Hand, und küßte sie leidenschaftlich.

Maria, überrascht, entzog ihm, als sie den Druck seiner brennenden Lippen fühlte, lebhaft ihre Hand, einen Schritt zurücktretend.

Don Alexandro kniete noch immer, und obwohl diese Galanterie bei der spanischen jungen Ritterschaft durchaus nichts Ungewöhnliches war, erschien sie Maria doch für diese Gelegenheit höchst seltsam, und fast unwillig winkte sie ihm.

„Erhebt Euch, Ritter. Ihr habt einen Auftrag, nennt ihn.“

So kurz Maria's Worte waren, vibrirte doch im Laut ihrer Stimme etwas von der Bewegung der letzten Stunden, ein Contrast, dessen Reiz dem jungen Manne keineswegs entging.

„Senora,“ sagte er, seine sprechenden Augen voller Bewunderung auf sie heftend, „der Regent, durchdrungen von hoher Anerkennung für Euren Muth, Eure Thatkraft, Eure Vaterlandsliebe, sendet mich, um Euch Versöhnung und Verzeihung anzubieten.“

„Versöhnung, unter welchen Bedingungen und Verzeihung, für was?“ fragte Maria.

„Versöhnung unter der Bedingung, die Waffen niederzulegen und dem Lande Frieden zu geben, edle Senora.“

Maria lachte bitter.

„In der That ein annehmenswerther Vorschlag. Seid Ihr ein Niederländer, junger Ritter?“

Don Alexandro de Rivas schnellte empor, als habe eine tödtliche Beleidigung ihn getroffen. Einmal weil die Niederländer für außerordentlich ungestaltet galten, sodann weil er sich für den schönsten Spanier hielt und endlich weil ihm diese Frage bewies, daß, seiner Eitelkeit zum Trotz, die schöne Frau ihn angeblickt aber nicht gesehen hatte.

„Ein Niederländer, Senora?“ sagte er höchst verwundert.

„Weil ich glaubte, daß nur ein Niederländer sich zum Träger eines solchen Vorschlags machen lassen würde. Von einem Spanier konnte ich das nicht erwarten.“

„Vielleicht aber könnt Ihr verstehen, edle Frau, warum ein Spanier jedes Mittel versuchen würde, um Euch der drohenden Gefahr zu entreißen,“ sagte Don Alexandro leise, mit halb gemachter, halb empfundner Leidenschaft.

Maria streifte mit ihrem Auge den jungen Mann.

„Euer Name, Senor.“

„Alexandro de Rivas, edle Donna.“

Maria kannte genau den Namen dieser Gran-

denfamilie, welche zu der ersten Spaniens zählte und ihr Blick verschleierte sich.

„Ich kannte Euren edlen Vater, Senor, und ich bin gewiß, daß er mit seiner Gesinnung dem Bunde der Comuneros treu geblieben ist.“

„Mein Vater, ja —“

„Und Ihr?“

„Ich nicht, hohe Frau; ich bin zu jung, ich muß ein Ziel des Ehrgeizes haben, ich konnte in dem neuen Reiche meine Laufbahn, meine Zukunft nicht in Frage stellen.“

„Als ob es ein höheres Ziel des Ehrgeizes geben könnte, als das, was wir verfolgen!“ rief Maria. „Wie traurig ist es, wie bitter zu sehen, daß selbst die Söhne des mächtigsten Adels von Spanien sich in einer so groben Schlinge fangen ließen, als der Brief des Königs Carlos war. Man verspreche ihnen Privilegien und man verwirrt ihre Grundsätze wie ihre Ueberzeugungen. Man verwirrt sie, um später desto sichrer ihren stolzen Nacken unter das Joch zu beugen, denn Carl duldet keinen Mächtigen neben sich! Der Abfall des Adels hat den rechtmäßigsten der Aufstände, für welchen je in einem Lande gekämpft worden ist, zu Grunde gerichtet, die Einigkeit allein hätte ohne einen Schwerdtstreich Spanien gerettet. Ich, Senor, sehe vollkommen die Gefahr, in welcher

ich mich befinde, ich höre das Donnern des Vulkans unter meinen Füßen; aber ich bin entschlossen, zu siegen oder zu fallen für die Sache Spaniens und Juan de Padilla's!"

Beide schwiegen. Don Alexandro sah vor sich auf den Boden nieder. Die wirkliche Bewegung trat an Stelle der vorher bedachten, und desto feuriger verfolgte er sein Ziel.

„Ich bewundre Euch, edle Frau, aber ich vermag nicht Eurem hohen Fluge zu folgen," sagte er endlich. „Ich kann nur angstvoll, ja verzweiflungsvoll sehen, an welchem Abgrunde Ihr steht; und mit meinen Armen möchte ich Euch zurückreißen und an die Stelle tragen, wo es für Euren bewunderungswürdigen Geist, für Eure Thatkraft, für die magische Gewalt Eurer Persönlichkeit ein Reich, eine Zukunft giebt. Folgt mir, Senora, auf meinen Knieen beschwöre ich Euch, folgt mir."

Maria trat, verletzt von der leidenschaftlichen Sprache des jungen Mannes, einige Schritte zurück.

„Wenn ich Euch ferner hören soll, mäßigt Euch, Ritter," sagte sie.

„Ihr fordert Mäßigung, Senora, weil Ihr nicht ahnen könnt wie schwer sie ist," murmelte Don Alexandro.

Maria ahnte freilich nicht um was es sich handle, aber um so mehr erschien ihr das Benehmen des

jungen Mannes theatralisch. Grade die Einfachheit und Kunstlosigkeit in Padilla's Wesen hatte sie immer entzückt, desto vollständiger verscherzte Don Alexandro den Eindruck, den er zu machen beabsichtigte.

„Ihr kennt mich nicht, Don Alexandro de Rivas," sagte Maria befremdet und sehr reservirt.

„Ich kenne Euch nicht?" fragte Don Alexandro und heftete jetzt seinen Blick strahlend auf Maria, „ich kenne Euch nicht? — Spanien kennt Euch, Senora, und jeder Mann trägt ein ideales Bild von Euch in seiner Seele!"

„Enden wir —" sagte Maria.

„Enden? Unmöglich, edle Frau."

„Ich sehe nicht, was Ihr Eurem Vorschlage noch hinzufügen könntet."

„Ich hatte Euch vollständige Versöhnung mit dem Cardinal-Regenten und durch ihn mit dem Könige zu bieten, und Ihr glaubt sie nicht annehmen zu können, Senora."

„Ich würde nachgeben und die Waffen niederlegen, wenn ich es dem Wohle Spaniens dienlich fände; eine Versöhnung zwischen mir und den Mördern meines Gemahls giebt es nicht."

„Adrian hat mich noch zu Weiterem ermächtigt, obwohl Ihr feindlich gegen ihn auftretet, hohe Frau. Er bewundert Euren Muth, Eure Thatkraft, Eure Uneigennützigkeit. Er weiß Charaktere von Eurer

Bedeutsamkeit voll zu schätzen, er weiß, wie nöthig sie dem neuen Reiche sind und er wünscht Euch zu gewinnen. Der Regent bietet Euch Ersatz Eures Vermögens und Eures zerstörten Besitzthums, so wie Rang und Stellung unter Carls Regierung, die Eurer würdig ist."

„Rang kann Adrian von Utrecht mir nicht geben," sagte Maria stolz, „persönliche Vortheile aber verlange ich nicht. Kann man den Forderungen der Comuneros nicht nachgeben, so ist es gleichgültig, ob meine persönliche Wohlfahrt leide. Mein Glück liegt in Trümmern, ich habe nichts mehr einzusetzen als mein Leben für die Ehre Spaniens und meines Gemahls."

Don Alexandro de Rivas war in Verzweiflung über das Mißlingen seines Plans. An schnelle und zweifellose Erfolge gewöhnt, trat ihm jetzt zum ersten Mal eine Frau entgegen, deren Streben er höher achten mußte als sein eignes, die anstatt einer leichten Wallung eine wirkliche Leidenschaft in ihm erregte, deren Schönheit er neben der seinigen gelten ließ und auf die er keinen Eindruck machte. Dieser Fall hatte außer der Möglichkeit seiner Berechnung gelegen, reizte ihn aber zugleich mehr wie irgend etwas zuvor in seinem Leben.

„Donna Maria, ich fürchte Ihr unterschätzt die Gefahr, welche Euch droht," begann Alexandro de

Rivas wieder mit bewegter Stimme, „verlaßt Euch nicht zu fest auf Eure Freunde.“

„Mir Mißtrauen gegen meine Freunde zu geben, ist das schlechteste Mittel, welches Ihr wählen könnt, Senor.“

„Ich habe Hunderte abfallen sehn in weniger bedrohlicher Zeit. Diejenigen, welche nicht den Muth haben wie ich, sich offen von einer Sache abzuwenden welche sie als unhaltbar erkannt haben, täuschen sich und Euch, um im letzten Moment voll Furcht zu fliehen und Euch um so sichrer zu Grunde zu richten.“

„Das hat Juan de Padilla's und seiner Getreuen Tod bewiesen,“ sagte Maria und die Röthe des Unwillens bedeckte ihre Stirn.

„O nein, mißversteht meine Worte nicht so grausam, Senora. Juan de Padilla's Märtyrerkrone ist strahlend, selbst in den Augen seiner Feinde und wir müßten kein spanisches Blut in unsern Adern haben, wenn wir seinen Namen ohne Stolz aussprechen könnten. Juan de Padilla ist größer als wir, aber klüger ist es, Senora, wenn man versteht sich zu beugen, so lange der Sturm daherfährt, um sich nachher desto sichrer wieder aufzurichten. Laßt es genug sein an dem einen edlen Opfer, ich beschwöre Euch Senora, laßt es genug sein! Spanien braucht der lebendigen, schaffenden Kräfte und es wird allmählig die Freiheiten wiedergewinnen, welche es jetzt verliert.“

„Nie!“ sagte Maria. „Es giebt Dinge, die man im Sturm behaupten oder im Fluge nehmen muß, nicht allmählig. Spanien sinkt in Nacht — ich sehe es.“

Sie verbarg das Gesicht in den Händen. Alle Schmerzen, welche in eines denkenden Menschen Brust Raum haben, durchwühlten sie.

„Ihr seht zu schwarz, edle Senora. Ihr seid verwundet, traurig, krank, ohne Schutz, ohne natürliche Stütze, ohne Familie ....“

Maria richtete sich unwillig empor und streckte die Hand aus. Sie war nicht gewillt, wie mit einer Sonde ihre Wunden berühren zu lassen.

„Meine Angehörigen sind Die, welche meine Gesinnung theilen. Aber endet, Ritter, Ihr überschreitet die Erlaubniß, welche ich Euch gab.“

Don Alexandro de Rivas anstatt sich zurückweisen zu lassen, nahm die Hand Maria's und küßte sie. Was er noch zu sagen hatte, stand in seinen sprühenden Augen und in seinen unter der Erregung in der That vollendet schönen Zügen. Maria hätte keine Frau sein müssen, um es nicht zu sehen, aber diese Saite vibrirte nicht mehr in ihrem Wesen, der Schmerz hatte sie zerrissen. Die Anwesenheit des jungen Mannes verletzte sie.

„Es würde vergeblich sein, Euch zu verbergen was ich fühle,“ sagte der Ritter leise und glühend.

„Ich liebe Euch — Ihr seht es. Ihr seid so jung, so wunderschön, so einsam — folgt mir, beginnt an meiner Seite ein neues Leben! Meine Familie gehört zu den ersten Granden Spaniens, die Tochter des Grafen von Tendilla braucht nicht zu scheuen, ihre Hand in die eines Rivas zu legen. Hier droht Euch Noth, Verzweiflung, selbst der Tod; dort winkt Euch Ehre, Reichthum und alle Genüsse der Jugend. Adrian ist mir günstig, er hat mich gefördert wo es in seiner Macht stand und er verspricht mir die höchste Stellung, wenn ...."

„Wenn es Euch gelänge, den Plan auszuführen, den Ihr gegen mich ausgesonnen hattet," unterbrach ihn Maria, welcher plötzlich ein völlig klares Licht aufging. „Der Regent befahl Euch, mich auf jede Weise zum Verrath zu bewegen. Nun es ist mißlungen."

„Senora ...."

„Genug," sagte Maria und schellte. Augenblicklich trat Meister Adam ein, welcher umhergespürt und so eben von des jungen Ritters Knappen das Geständniß erpreßt hatte, daß es auf eine Entführung abgesehen war und daß ein Gespann der schnellsten Pferde jenseit der Brücke von Alcantara warte.

„Zeigt diesem Herren den Weg aus dem Alcazar, Meister Adam," sagte Maria.

Der Goldschmied sah den jungen Ritter an als wollte er ihn verschlingen.

„Ohne daß ihm ein Leid geschehe," fügte Maria hinzu.

Adam nickte zornig.

Ehe Don Alexandro de Rivas sich dessen versah, befand er sich auf dem äußersten Corridor des Alcazar.

„Ein Leid soll Euch grade nicht geschehn, obwohl Ihr es rechtschaffen verdientet, Herr Ritter," sagte Adam ingrimmig, „aber über den Weg, den ich Euch hinausführen soll, hat mir die Senora keine Vorschriften gemacht. — Dies hier ist der kürzeste und für Euch der beste ...."

Er öffnete eines der großen Bogenfenster, die in unbeträchtlicher Höhe auf hügeliges Rasenland mündeten, faßte ohne Weiteres den eleganten jungen Cavalier am Kragen, hob ihn wie eine Feder empor und warf ihn hinaus.*)

Drittes Capitel.

Die Aengstlichen.

Die Chorherren hatten sich nichts weniger als wohl in ihrer Gefangenschaft befunden. Zwar hatte

*) Historisch.

am Abend Maria's Abgesandter, Fernan d'Avalos, sie noch bei ihrer Weigerung beharrend getroffen, nach einer Nacht jedoch ohne Nachtessen und auf Chorstühlen zugebracht, hatten sich ihre Prinzipien erweicht und als zum zweitenmale die Mittagsstunde kam, fand Fernan d'Avalos sie gewillt, die von Maria geforderte Summe zu zahlen. Es that noth. Denn schon sah man von den Eckthürmen des Alcazar, welche das Land weit beherschten, Haro's Heer sich heranwälzen und Maria beobachtete von dort seine Bewegungen, als d'Avalos mit der Nachricht von der Nachgiebigkeit der Chorherren zu ihr zurückkehrte. Sie hatte dieselbe erwartet und d'Avalos glaubte sie in Schrecken vor der nahenden Katastrophe, aber er täuschte sich. Maria befand sich in jenem Zustande innerer Aufregung, wo man den entscheidenden Schlag wünscht, weil das Aufreibendste die Ungewißheit ist. Maria glaubte an ihren Stern, wie Jeder, der seine ganze Existenz für eine große Sache einsetzt, bereit, mit ihr zu stehen und zu fallen.

Das Gold, welches jetzt freigiebig unter die Truppen vertheilt werden konnte, spornte ihren Muth außerordentlich, wie auch die römischen Feldherrn immer sehr genau gewußt haben, die Vertheidigungswerke von Toledo waren im besten Zustande seit Maria's Regiment, die Hauptleute der Truppen von ihr gewählt und für sie von Begeisterung durchdrun-

gen, brannten vor Thatendurst und so hatte Maria dieses Mal nicht mit dem gewöhnlichen Abwarten und Erwägen zu capituliren, sondern konnte frei und schnell handeln, wie es in ihrer Natur lag. Sie beschloß mit Fernan d'Avalos, nicht den Angriff des Königlichen Heeres zu erwarten, sondern ihm durch einzelne Ausfälle zuvorzukommen und es zu ermüden.

Es geschah so und es geschah mit dem vollständigsten Erfolge. Vier volle Monate umlagerte das Heer des Grafen von Haro Toledo, ohne das Geringste gegen den Felsenhorst ausrichten und selbst ohne verhindern zu können, daß bei dem kühnen Ausfallen der Maria Padilla ihm genau so viel von Lebensmitteln und Munition genommen wurde, als zur Erhaltung der Truppen im Innern der Festung nöthig war.

Der Graf von Haro, welcher zugleich ein großer Bewunderer weiblicher Schönheit war, schleuderte galante Flüche gegen die kühne Amazone; die Truppen, welche sie nur von Zeit zu Zeit auf den Ringwällen der Feste zu Pferde erscheinen sahen, glaubten sie von Dämonen und Geistern besessen, der Regent Adrian von Utrecht saß in Madrid mit seinen Freunden schlechten Humors bei Tische und erging sich in beißendem Witz über den unliebsamen Erfolg Alexandro de Rivas und der junge Kaiser selbst, von Allem unterrichtet und in loderndem Zorn, sah die

Nothwendigkeit und beschloß seine Rückkehr. Maria erfuhr es und erwartete dieselbe mit Ungeduld.

Sie hatte noch immer die Hoffnung, Carl werde sich durch die Standhaftigkeit der Städte bestimmen lassen, ihren gerechten Forderungen nachzugeben und jetzt, nachdem er den Character des spanischen Volkes kennen gelernt, sich ihm mit seinen Regierungsformen anbequemen. Aber wie sehr täuschte sie sich über den Character des jungen Fürsten! Carlos war weiter denn je entfernt, nachzugeben, es gab nur einen Willen, den seinen, er verlachte die constitutionellen Könige vor ihm, die dem Volk und dem Rath eine Stimme in ihrem Reiche eingeräumt hatten — après moi le déluge; das kann nicht treffender auf einen Fürsten angewandt werden, als auf die Herrschaft Carl's in Spanien.

Während Maria und ihr kleiner Anhang gleichsam hellsehend das blutige und unermeßliche Elend voraus sagten, welches durch Carl und seine Nachfolger auf Spanien gebracht werde, wenn die Nation bei dem ersten Gewaltversuch aufhöre, sich in ihrem Selbstbewußtsein und in ihrer Kraft zu zeigen, sahen die ängstlichen Bürger, die Handeltreibenden, der junge Adel und die Geistlichkeit nur die Gegenwart und ihre Plage, nur die bevorstehende Rückkehr des Kaisers; anstatt des Allgemeinen nur das Wohl ihrer Person und ihrer Familien gefährdet. Halb verstoh-

len zuerst fingen sie an, ihre Farbe zu wechseln, sie wagten nicht mehr laut ihre Meinung zu äußern, sie wichen aus, wenn sie den Häuptern des Bundes, den starren Repräsentanten der Ehre Spaniens begegneten, sie verriethen dieselben noch nicht, aber sie zogen sich leise zurück. Maria fühlte mehr, als daß sie es offen hörte, wie auf die Rathsversammlung nicht mehr unbedingt zu zählen sei; es erbaten sich von jenen „Wohlgesinnten" Audienz bei ihr, die sie im Namen ihrer Familie, ihrer Mutterpflichten, ihres Frauenberufs beschworen, das nicht mehr Haltbare aufzugeben und sich in das Unabänderliche zu fügen. Unter ihnen war noch einmal Juan's Bruder, Enrique de Padilla. Er gelangte im neuen Reiche zu Rang und Würden. Weit entfernt, ihn die Schuld seines Bruders entgelten zu lassen, hatte die Regierung und vor Allen der schlaue Adrian ihn als den einzigen fügsamen Sprossen einer rebellischen Grandenfamilie glänzend aufgenommen, schnell befördert und da Enrique außerdem auf das Innigste mit der Inquisition verbunden war, so bedeckte sich seine Brust mit Orden und füllten sich seine Taschen mit Denunciationsgeldern.

Wie Maria ihn empfing, bedarf kaum der Erwähnung. Es widerstrebte ihr sogar mit Worten gegen eine Persönlichkeit zu kämpfen, die keinerlei höheren Anschauung fähig war.

Nichts gleicht so sehr einer Sysiphusarbeit, als denen, welchen ein ideales Streben nicht eingeboren ist, dasselbe auch nur begreiflich zu machen.

Keine Pflanze, kein Thier verirrt sich von seiner Bestimmung oder hört auf, mit äußerster Consequenz die Lebensbedingungen zu suchen, welche seine vollkommene Entwickelung ermöglichen, der Mensch allein mißbraucht seine Kräfte und erträgt eine unwürdige Existenz um des augenblicklichen Vortheils willen.

Maria sah das Allgemeine, Enrique de Padilla nur sein persönliches Wohl, wie wäre eine Einigung zwischen ihnen möglich gewesen. Kein Augenblick konnte unglücklicher gewählt sein, im Namen seiner Familie und der dahin gehenden Pflichten an sie zu appelliren. Es giebt ungewöhnliche Lebenslagen, in welchen es nicht allein das Recht, sondern auch noch die Pflicht des Mannes wie der Frau ist, aus dem Verbande der Familie und des Hauses auszuscheiden, um sich allein dem großen Ganzen zugehörend zu fühlen und ihm seine Kräfte zu leihen. Und ebenso unmöglich es ist, diesen höheren Standpunkt den dumpfen Naturen der Scholle klar zu machen, ebenso gewiß giebt es predästinirte Geister, die durch ihr Leben der Menge voranleuchten, für welche es aber nur zwei Alternativen giebt: entweder die höchste Stufe zu erreichen oder in den Tod zu gehen.

Maria kannte nun bei der herrannahenden Cata-

strophe die Stellung der Parteien, aber sie setzte volles Vertrauen in ihre Truppen und diese täuschten sie nicht. Das Unheil kam von einer andern Seite, unerwartet, leise, wohl berechnet und schlau ausgeführt — von der Geistlichkeit.

Die Chorherren, obwohl jetzt nach Außen Maria's Verlangen willfahrend, waren auf's Blut von ihr gekränkt und nährten ihren Groll, um ihn bei nächster Gelegenheit offen ausbrechen zu lassen. Nicht allein ihre Person, auch die Kirche hatten sie durch Maria's Handlungsweise beleidigt gefühlt, ihr Umgang mit Personen von ketzerischem Ruf gab ihnen ein weiteres Motiv, und vor Allem wünschten sie sich um jeden Preis den jungen König geneigt zu machen. Es gab in Kurzem keine Bürgerfamilie, in welche sie nicht durch die rechte Person zur rechten Stunde ihre Warnungen und Rathschläge hatten einfließen lassen, in jeder je nach ihrer besonderen Richtung. Den Wohlmeinenden mit dem Hinweis auf Gott und Obrigkeit, den Aengstlichen mit der Furcht vor des Königs Rache, den Urtheilslosen mit lockenden Vorspiegelungen, den Schwankenden, welche jede Handlung nur nach dem augenblicklichen Erfolg beurtheilen, mit dem Hinweis auf Padilla's Mißgeschick.

Jedes Land scheint wie das Leben des Menschen sein auf- und absteigendes Geschick zu haben. Wenn die Priester gewußt hätten — wie seitdem die Jahr-

hunderte es so grausam bis auf den heutigen Tag bestätigten *) — was aus dem herrlichen Spanien werden würde, wenn die Regierungsprincipien, die Juan de Padilla vertrat fielen, gewiß, das Gefühl der Rache würde dem edleren der Vaterlandsliebe gewichen sein — sie wären zurückgeschrocken vor dem Verrath. Aber das Geschick mußte sich erfüllen und die Edeln seine Opfer sein.

Viertes Capitel.

Toledo fällt.

Das Königliche Heer lagerte nach wie vor um Toledo, ohne das Felsennest einnehmen zu können, jetzt aber hatte der Graf von Haro von Adrian den dringenden Rath erhalten, sich zu beeilen, des Königs

---

*) Diese Worte werden zur Metapher durch die siegreiche Erhebung der letzten Tage, welche Aller Augen auf Spanien richtet. Es ist charakteristisch für die den Spaniern natürliche Staatsform, daß die heutige Revolution „von beinahe idealer Weisheit, wie Temps sagt," allem Anschein nach dieselben Principien vertritt, wie der Aufstand der Comuneros: jene des constitutionellen Königthums.

Ankunft war in Aussicht, Munition und Lebensmittel begannen den Truppen zu mangeln, der Sturm so gut er mit dem Kriegsmaterial der damaligen Zeit möglich war, wurde beschlossen.

Der Tag begann. Maria und ihre Freunde, stets genügend von Allem unterrichtet, was im feindlichen Lager vorging, waren vorbereitet und erwarteten den Angriff.

Aber wenn die schmalen und gewundenen Straßen von Toledo das Eindringen der Wurfgeschosse abhielten, stand eben so unerschüttert das gigantische Mauerwerk der Wälle den feindlichen Kugeln, während von den Thürmen des Alcazar und der Warten die Lanzen sicher geworfen, in das königliche Lager drangen.

Der Ausgang blieb den größten Theil des Tages völlig unentschieden. Der Graf von Haro, schäumend vor Zorn über den langsamen Erfolg seiner Operationen, begann jetzt Bomben auf die rebellische Stadt werfen zu lassen und die damals noch wenig bekannte Wirkung dieser Geschosse rief unter den Bürgern einen unbezähmbaren Schrecken hervor. Sie sahen ihr Eigenthum verwüstet von einem Feinde, gegen den sie sich nicht vertheidigen, dem sie sich nicht Brust an Brust entgegen stellen konnten, der Gedanke, um welchen Preis sie kämpften, ging völlig unter in der augenblicklichen Panik.

Der erste Schritt, welchen sie thaten, war der

Versuch, Maria zur Capitulation zu bewegen. Maria verweigerte dieselbe. Zwar wußte sie vollkommen, was sie wagte, aber sie konnte nicht anders; wenn alles auf dem Spiele steht, hört das Schwanken auf. Die Bürger in ihrer Angst waren davon aufgebracht, sie flüchteten zu der Geistlichkeit, wo eine nur zu bereitwillige Aufnahme ihrer wartete. Die Prälaten waren wiederum im Kapitelsaale versammelt, der für sie so unliebsame Erinnerungen an Maria de Padilla enthielt, und sie waren darüber einig, daß der Augenblick der Rache gekommen sei. Den Granaten [2]) des Grafen Haro wollten sie ihren herrlichen Dom, der hoch über die Häusermassen von Toledo emporragte, keine Stunde länger aussetzen, eine einzige, welche dort zersprang, konnte an den kunstvollen Arbeiten des Portals und der Thürme unersetzlichen Schaden anrichten. Die Mühe der Capitulation mit Maria, welche sie doch vielleicht um eines Restes des Patriotismus willen versucht hätten, war ihnen durch die Bürger erspart, es mußte augenblicklich gehandelt werden, und sie handelten. Ihr Mittel war der Verrath. Die Geistlichkeit von Toledo öffnete den Königlichen Truppen die geheimen Zugänge zu der Veste Toledo, dem letzten Hort und Bollwerk der alten Größe und der alten Rechte Spaniens. Wie ein unaufhaltsamer Strom flutheten die feindlichen Soldaten in die Straßen und Plätze; einmal Herren der

Brücke von Alcantara und eines Zugangs auf der entgegengesetzten Seite, wäre es unmöglich gewesen, ihm Einhalt zu thun. Maria's Truppen kämpften mit Löwenmuth, Schritt vor Schritt, aber der Uebermacht mußten sie weichen, und immer höher, durch das Gewirr der Straßen, dem Alcazar zu, wüthete der Kampf. Maria hielt mit den Ihren auf dem Platze des Zocodover, sie sah die Absicht des Feindes und blickte hinauf nach den Zinnen des Alcazar, der ihre letzte Hoffnung und Zufluchtsstätte war.

In diesem Augenblick drängte sich der Goldschmied durch die dichten Haufen, welche die Straßenzugänge versperrt hielten, und war im Nu an Maria's Seite, die Zügel ihres Pferdes erfassend.

„Es ist die höchste Zeit, Senora," rief er in großer Aufregung, „die höchste Zeit, Euch die Zugänge des Alcazar zu sichern! Man weiß nicht, was sie mit Euch vorhaben und wer Hand an Euch legen könnte; bei Sturmwetter wirbelt der Kehricht auf.

Maria sah ihn ungläubig an, sie konnte sich noch immer nicht zu dem Gedanken entschließen, Toledo aufgeben zu müssen. Aber schon drang das Geschrei und Getöse der Kämpfenden an ihr Ohr, und sie konnte sich nicht verhehlen, daß, wenn die königlichen Truppen erst den Zocodover besetzt hielten, für sie und die Ihrigen das Zurückweichen nicht mehr möglich sei.

„Verrath, elender Verrath der Baalspfaffen und Pfahlbürger," rief entrüstet Adam Stark. „Wie die Löwen schlagen sich unsere Jungen, aber gegen den Verrath ist noch kein Schwerdt geschmiedet. Hinter dem Kreuz steht der Teufel, das habe ich immer gesagt, nun seht Ihr es selbst, edle Senora."

Jetzt sprengte Fernan d'Avalos, der sich seither im dichtesten Gewühl des Straßenkampfes befunden hatte, heran, um ebenfalls Maria zu benachrichtigen. Maria schwankte noch immer. Entweder sie hoffte, der Sieg könne sich dennoch zu Gunsten der Ihrigen wenden, oder es war einer von jenen Momenten, wo eine unwiderstehliche Macht uns zwingt, uns in den wildesten Kampf zu stürzen, um ein Ende der Qual zu suchen. Sie riß ihr Pferd herum, wie um ihren Entschluß auszuführen, aber in demselben Augenblicke drängte die erste Rotte trunkener und fanatischer Soldaten auf den Platz. Der Anblick flößte Maria Schauder ein.

„Schont Euch, schont Euch, Donna Maria!" rief d'Avalos wie außer sich über ihren Entschluß. „Der Alcazar ist noch unser, wir müssen ihn halten, aber vielleicht ist es schon in der nächsten Stunde unmöglich."

„Ihr glaubt die Stadt unwiederbringlich verloren, d'Avalos?" fragte Maria.

„Sie ist es."

„So thut dem Blutvergießen Einhalt, Fernan. Capitulirt und zieht unsere Truppen in den Alcazar zurück," sagte Maria gefaßt.

Es war die höchste Zeit. D'Avalos, Heinrich von Egos, der Goldschmied und einige andere ihrer Getreuen waren kaum fähig, Maria vor dem Haufen zu schützen, welcher jetzt wüthend auf sie eindrang mit der Absicht sie gefangen zu nehmen, und einige Augenblicke schien es, als würden sie unterliegen, als plötzlich ein junger Ritter, um ihnen Hülfe zu bringen, auf schnellem Roß herbeistürmte, rechts und links alles niederhauend, was sich dem Rückzuge Maria de Padilla's widersetzte. Sein Visir war geschlossen, aber seine Erscheinung war so kühn und ritterlich, und seine Schläge fielen so geschickt und schnell, daß er mit Hülfe seiner Maria ungefährdet das Thor des Alcazar erreichte, während die Anderen im verzweifelten Kampf den nachdringenden Soldaten den Eingang wehrten.

„Wer seid Ihr, Ritter?" fragte Maria, auf der Schwelle sich umwendend.

Der Ritter verbeugte sich ohne Antwort tief und war wie ein Blitz aus ihren Augen entschwunden.

„Er trug die Farben Königs Franz von Frankreich," sagte der Goldschmied.

Fünftes Capitel.

Adam's Testament.

„Kein Verrückter ist so verrückt, daß er Feuer äße,"*) sagte am Morgen des andern Tages der Goldschmied, Josua Benjamin betrachtend, der ihm mitgetheilt hatte, daß er jetzt den Alcazar verlassen werde, um sein Haus in Toledo vor Plünderung und Uebermuth der Soldateska zu schützen. „Habt Ihr Lust, in Eurem Hause aufgeknüpft zu werden, Josua Benjamin? Die Donnerbüchse, die Ihr da auf Eure mageren Schultern geladen habt, nimmt sich höchst ergötzlich aus, wenn man an Eure Courage denkt. Nein, Josua, den Gedanken, Euch mit Feuer und Schwert zu vertheidigen, gebt auf. Holt in der Stille Euer Weib und Eure Kostbarkeiten hier herauf und wartet klüglich in der Arche Noah ab, daß die großen Wasser sich verlaufen haben. Allzu sicher ist es darinnen zwar auch nicht, das müßt Ihr nicht annehmen, aber dafür habt Ihr, wenn der Tag der Entscheidung kommt, auch mehr Talent, Euch mit den Euren still aus dem Staube zu machen, als ich. Für

*) Spanisches Sprüchwort. No hai loco que coma lumbre

meine Tage gebe ich keinen Pfifferling mehr, wenn mein Leben zum Verkauf stände, ich kaufte es nicht. Darum braucht Ihr aber nicht so ängstlich drein zu sehen, Benjamin, es gibt eben Dinge, die man nicht gern überleben möchte, und ich wittere solche in der Luft. Es riecht nach Pulver, nach Minen, nach Trümmern. Zuckt nicht so jämmerlich zusammen, Josua, heute stehen die Mauern des Alcazar noch. Ich wollte Euch nur noch sagen, daß Ihr Euch für die Summen, die Ihr mir vorgestreckt habt, mit dem Geschmeide bezahlt machen möchtet, was Ihr in meinen Truhen finden werdet. Man muß sein Haus bestellen, das wißt Ihr wohl, und ein geborgtes Schwein grunzt das ganze Jahr.*) Was darüber ist, gebt Luz zum Hochzeitsangebinde, die Medaye für den Herzog Albrecht gefiel ihr so minniglich. Und nun Gott befohlen, Josua. Gelobt sei Jesus Christ, den Ihr gekreuzigt habt, und Dr. Martin Luther, den man gern kreuzigen möchte. Auf gute Freundschaft, wie wir sie immer gehalten haben, diesseits und jenseits, Josua, wenn es auch darum wunderlich bestellt ist, denn Israel leugnet das Jenseits.

Aber vielleicht giebt es einen Vorhimmel, wo die edlen und tugendhaften Menschen aller Confessionen

*) Spanisches Sprüchwort.

sich wieder zusammen finden; sichrer wäre freilich, Ihr würdet Lutheraner, und nun lebt wohl."

Der gute Josua Benjamin, dem bei dieser Rede seines alten Freundes höchst erbärmlich weich und weh um's Herz geworden war, konnte vor Rührung sich nicht zu der Trennung von ihm entschließen, aber Adam Stark schob ihn mit seinen nervigen Armen sanft aus einem Seitenpförtchen des Alcazar und machte dann die Runde bei allen Zugängen und Wachen, um zu sehen, ob nach dem gestrigen Sturm so gut als möglich die alte Ordnung hergestellt sei. Maria war entschlossen, den Alcazar zu halten, und es war gelungen, die Hälfte der Truppen, welche dem Bunde der Comuneros treu geblieben waren, hierher zurück zu ziehen, aber doch verhehlte sich der brave Goldschmied keinen Augenblick, in welche ver- verzweifelte Falle sie hier eingeengt waren; gleichsam auf einem schwanken Schiff, umtobt vom Meere, und wie schwierig es sein werde, auf lange Zeit auch nur Lebensmittel und Munition für die Besatzung hier zu beschaffen.

Adam Stark durchschritt den Säulengang bis zu der Freitreppe, die zu dem oberen Stock führte, und mußte an Petronila vorüber, die zwischen zwei Säu- len unbeweglich stand. Die Zeit des Weinens und Klagens war vorüber, sie war selbst wie ein Stein- bild geworden über alle der Noth der Zeit.

„Nun, Petronila?"

„Jetzt reisen wir wohl bald ab, Meister Adam?" fragte sie, in ihrer steinernen Position verharrend.

Adam Stark lachte eigenthümlich.

„Nun — wenn auch — was versteht Ihr unter Abreisen? Abreisen in's Jenseits? Einige Tage wird es noch dauern."

Die alte Amme sah ihn stieren Blicks entsetzt an. Erst nach einer Weile, als gehöre Zeit dazu, ihrem armen Kopfe den Sinn seiner Worte begreiflich zu machen, schrie sie laut auf.

„Sterben — meine arme Herrin?"

„Sehen will ich es nicht, zuvor ich," sagte Adam. „Aber klar muß man sich doch Alles machen, Amme. Glaubt Ihr, der Graf von Haro werde uns hier vollkommen ruhig unsern Haushalt führen lassen, und König Carlos, wenn er ankommt, unsern Besitz respectiren? Der Horst ist gut, und die Mauern sind fest, aber die Schießwaffen und Granaten der Königlichen sind nicht zu mißachten, ich brachte schon deren aus Teutschland. Nun Muth, Petronila, den darf man nicht verlieren. Zwar tummeln sie sich unten schon und schießen vom Zocodover nach unsern Fenstern wie nach der Scheibe, aber das hat noch nichts zu bedeuten. Zieht nur die Wiege des Knaben oben vom Fenster fort und bringt sie hier her-

unter, damit, wenn eine Bombe sich nach dem Alcazar verirrt, sie oben ruhig zerplatzen könne."

Petronila stürzte fort und Adam Stark ging weiter, dann und wann bei den Gruppen Soldaten stehen bleibend, die im Hofe des Alcazar ihre Waffen reinigten und Kugeln gossen. Er ermunterte die Einen, tröstete die Andern für einen Verlust des gestrigen Tages, und hatte für Jeden ein gutes und kluges Wort. Zuletzt blieb er vor einem kleinen Fenster des Erdgeschosses stehn. Einer von den wenigen Sonnenblicken, welche in den Hof des Alcazar Eingang finden konnten, lag eben darauf, und obwohl es so klein war, daß man nicht begriff, wo der Platz dazu herkam, war es dicht mit blühenden Blumen besetzt, was sich sonderbar genug gegen die sonstige kriegerische und düstere Physiognomie des Hofes ausnahm. Hinter den Blumen aber wiegten sich zwei junge Köpfe dicht neben einander, und lachten aus klaren Augen den Goldschmied an.

„Das muß wahr sein," dachte Adam, „was so jung ist, und so liebend kann noch scherzen und küssen im Rachen des Todes; aber Dich Luz," fuhr er laut fort, „möchte ich doch meiner Treu gern mit der Donna Maria gerettet sehen, bevor hier der jüngste Tag anbricht. Ihr könnt uns doch nichts nützen hier, Ihr jungen Kinder, Ihr solltet Euch nur ge-

trost den Weg in's fröhliche Leben suchen, bevor es zu spät ist. Gott segne Euch, geht davon, und denkt zuweilen an Euren alten Freund."

„Nein, nein, Ihr kennt uns schlecht, Vater Adam," riefen wie aus einem Munde Astasio und Luz, „bis zum letzten Augenblick harren wir aus bei der Donna Maria!"

„Und ich habe mein gutes Schwert für uns Beide!" setzte Astasio hinzu, der mit ihr herausgetreten war.

Der Goldschmied betrachtete das junge Paar mit großem Wohlgefallen.

„Nun, das macht Euch Ehre, und wie Ihr wollt; an mir liegt nichts, aber um Euch wäre es schade. Bis morgen könnt Ihr noch glücklich sein und Du ruhig in Deinem Blumennest schlafen, Luz. Jetzt gedenke ich vorsichtig hinaus zu gehen, und die Witterung in Toledo auszukundschaften."

Während die Beiden zu Petronila eilten, die eben beschäftigt war, ihren kleinen Pflegebefohlenen in einem der sichersten Zimmer des Erdgeschosses seine Wohnung zu bereiten, und sich liebevoll mit ihm beschäftigten, verließ Adam Stark auf einem der Nebenwege den Alcazar, und befand sich bald, wohl vermummt, in dem dichtesten Straßengewühl von Toledo.

Er horchte dort nur auf die Gespräche vor den

Thüren und in den Lokandas, und seine Betheiligung an der Unterhaltung beschränkte sich darauf, dann und wann einen herzhaften Fluch über seine Lippen gleiten zu lassen.

„Ganz, wie ich's gedacht habe, Ihr elendes Lumpengesindel," murmelte er. „Man weiß nicht, ob man sich mehr über Eure Servilität und Feigheit, oder über Euren schnöden Verrath erboßen soll. Der König Carl, der schon jetzt den Martin Luther bedroht, und mit allen minder Gewaltigen Hader beginnt, wird's Euch schon einbläuen, und das verdient Ihr. Seine Hand wird wie eine Zuchtruthe auf Euch liegen, und das gönne ich Euch. Schmach, Schmach — da sitzt Ihr auf den Trümmern Eurer alten, ehrwürdigen Verfassung und heult, oder dichtet Hymnen zum Empfange des jungen Fürsten, der sie zertreten hat, und wer da hoch oben, groß und trauernd, allein noch über der gefallenen Ehre Eures Vaterlandes wacht, ist ein Weib!"

Adam Stark ging weiter, und kam auf den Platz der Cathedrale. Die Geistlichkeit war in der Kirche versammelt, überwachte die Ausschmückung der Altäre, und traf alle Vorbereitungen für die Feier eines prachtvollen Tedeums zur baldigen Ankunft des jungen Königs.

Auf dem Zocodover Ehrenpforten zum Einzug der königlichen Truppen, und derselbe Loyalitäts-

schwindel, überall Mißachtung des Alten, Ueberschätzung des Neuen, Hochachtung vor der Gewalt, mitleidiges Lächeln für das starre Festhalten der wenigen Treuen, kurz, das Schwanken und Gebahren eines Volkes, reif geworden für den Despotismus. Die schlimmste Nachricht jedoch, welche der Goldschmied in seinem bekümmerten Gemüth zum Alcazar hinauftragen, und der Donna Maria mittheilen sollte, war, daß in den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen der Graf von Haro, vereint mit den treuen Toledanern, beabsichtigte, den Alcazar anzugreifen, und daß dabei die Absicht der Königlichen vorzugsweise darauf gerichtet sei, Maria de Padilla's todt oder lebendig habhaft zu werden. Um das zu erfahren, hatte der Goldschmied nicht nöthig gehabt, seine alten Ohren allzufein zu spitzen.

Sechstes Capitel.

Der fremde Ritter.

Als Adam Stark in der Abenddämmerung den Weg zum Alcazar hinauf ging, alle Hülfsmittel, die ihnen dort oben in dem Felshorste zu Gebote stan-

den, hin und wieder überschlagend, trat ganz wie von ungefähr derselbe Ritter zu ihm, der gestern der Donna Maria so tapfer zu Hülfe gekommen war. Dieser Umstand schon würde den Goldschmied für ihn gewonnen haben, außerdem aber gab ihm die Erscheinung dieses Fremdlings durchaus nichts von dem Eindruck des Mißtrauens, das er so lebhaft dem Don Alexandro de Rivas gegenüber gefühlt hatte. Sie trug den Stempel so überlegner Würde, Männlichkeit und Ritterlichkeit, daß der ehrliche Goldschmied sogleich Vertrauen faßte, ja, die verzweifelte Lage der Donna Maria war ihm so klar, daß er für sie nach einem Strohhalm gegriffen haben würde, wie wenig er auch für sich der Gefahr achtete.

Der Fremde trug einen weiten Reitermantel, der ihn bis zu den Füßen einhüllte, darunter ließ sich aber nicht wie gestern eine Rüstung sehen, sondern ein geschlitztes Puffenkleid von cornithfarbenem Sammet, von einem prachtvollen Gurt mit kurzem Wehrgehenk zusammengehalten. Am Helmbusch aber bemerkte Adam Stark wiederum die Farben von Frankreich.

„Wenn ich recht gesehen habe, so wart Ihr im Gefolge der Donna Maria de Padilla, mein ehrenwerther Freund?“

„So ist es, Herr Ritter,“ sagte der Goldschmied.

„Glaubt Ihr, daß in der nächsten Zeit die

Donna Maria Hülfe nöthig haben und annehmen wird?"

„Es käme darauf an, von wem sie geboten würde, Herr Ritter. Seid Ihr ein Spanier?"

„Nein, nicht gerade, Ihr seht, ich trage die französischen Farben. Aber, ich denke, die Macht von welcher ich Hülfe zu bieten hätte, ist nicht zu verachten."

Dem guten Adam schwirrte der Kopf, er sah nicht klar, was ihm immer höchst unbequem war. „Im Kriege mit Frankreich sind wir nicht mehr, aber Navarra wird es uns nicht gutwillig lassen," dachte er; „aber Navarra . . ." wiederholte er laut.

„Ja, Navarra," sagte lächelnd der Fremde, „das kann Einem wohl Kopfzerbrechen machen. Da sitzt in seinem Pyrenäenschloß König Franz, und langweilt sich, jagt Bären in den Pyrenäen aus Ueberdruß, und sehnt sich vergeblich nach dem günstigen Augenblick, es wiedererobern zu können. Die Donna Maria de Padilla scheint sehr schön zu sein?"

„Schön — das geht Euch nichts an, Herr Ritter," sagte in plötzlichem Aerger Adam Stark, „aber tapfer ist sie, und gut, die herrlichste Frau, welche der Erdboden trägt. Und nun gehabt Euch wohl, ich muß zu ihr."

„Hoho, nicht so eilig," sagte der Fremde, „ich wollte Euch gerade bitten, mich mitzunehmen, und ohne Eure Vermittlung, guter Freund, würde

es mir wohl nicht gelingen, in jenes Bollwerk zu bringen."

„Schwerlich," sagte Adam.

„Sagt mir doch," begann der Fremde ein wenig zögernd, und immer an Adam's Seite fortschreitend, „kennt man hier bereits die Bilder des Königs Franz?"

Der Goldschmied sah ihn erstaunt an.

„Daß ich nicht wüßte," sagte er, sich besinnend. „Erzählt hat man wohl Mancherlei von seiner hohen Gestalt, von seinen schönen Rüstungen, und von seiner Lust nach Abenteuern, aber ein Conterfei habe ich noch nicht gesehen."

„Gut, vortrefflich," sagte leichthin der Fremde, und zog seinen Reitermantel noch fester um sich zusammen. „Nun, mein ehrlicher Freund, wollt Ihr mich zur Donna Maria führen?"

Adam blickte ihn forschend an.

„Mich könnt Ihr wohl ehrlich nennen, Herr Ritter, aber meint auch Ihr es ehrlich? Was habt Ihr der Donna für Hülfe zu bieten?"

„Geld und Truppen," sagte der Fremde; diese beiden magischen Worte für die dringende Gefahr, in welche Adam Stark die Donna Maria gerathen sah.

In diesem Augenblick waren sie auf der Höhe des Alcazar angekommen, von wo aus man Toledo, die Brücken, Plätze und herauf führenden Straßen

übersehen konnte. Die Dämmerung sank herab, aber trotzdem konnte es Beider Augen keinen Augenblick entgehen, daß von allen Seiten Truppen sich herauf bewegten, die Plätze dicht von Menschen besetzt waren, und daß das donnerähnliche Getöse, welches an ihr Ohr drang, vom Auffahren der Geschütze herrühre, die seit ihrer Erfindung zum ersten Male ihren Eingang in das alte Felsennest Toledo nahmen.

„Teufel, das wird hohe Zeit," sagte der Fremde.

„Kommt," antwortete resignirt Adam Stark, ein Seitenpförtchen öffnend. „Ein' feste Burg ist unser Gott, aber ohne die unterirdischen Gänge und Minen wären wir doch verloren."

Im Hofe des Alcazar war bereits Alles in voller Bewegung. Verstörte und bleiche Gesichter der Einen, Aufregung und Thatenlust der Andern, d'Avalos, Egos, die Hauptleute bemüht, die Gruppen zu ordnen, zu vertheilen, die Schießscharten zu besetzen, Waffen und Munition austheilen zu lassen.

„Wo ist die Donna Maria?" fragte der Goldschmied d'Avalos.

„Auf dem Söller. Bleibt an ihrer Seite, Meister Adam, bis ich komme."

Adam Stark winkte dem Fremden, dessen Erscheinen in der Aufregung des Augenblicks Niemand auffiel, und Beide stiegen die Treppen hinauf. Adam stieß die Thür der Wendeltreppe auf, die zum Söller

führte. Maria befand sich allein auf der Plattform. Sie blickte gespannten Auges hinaus auf Toledo, ihr Gesicht war sehr bleich, aber von gefaßtem Ausdruck.

„Ein Bote des Königs Franz von Frankreich, der Euch Hülfe anbietet, wünscht Euch zu sprechen, edle Senora," sagte Adam Stark, wieder zurücktretend, um den Fremden vorgehen zu lassen.

Dieser hatte seinen Reitermantel abgeworfen, und näherte sich Maria. Sie hatte mit jenem unstäten und fieberischen Blick aufgesehen, der uns in den Momenten höchster Erregung eigen ist, plötzlich aber haftete er wie gebannt auf der Männererscheinung vor ihr. Denn das Bild des Königs Franz von Frankreich, das sie in Madrid zu wiederholten Malen, und so vortheilhaft von jenem des Königs Carlos abstechend, gesehen hatte, schien aus seinem Rahmen getreten und verkörpert vor ihr zu stehen. Der Fremde beobachtete sie scharf, und schien keineswegs unempfindlich für ihr Erstaunen. Maria starrte ihn noch immer unwillkürlich an, bis der Ritter mit einem feinen, fast unmerklichen Lächeln auf den Lippen das Schweigen brach, und Maria das volle Gefühl der Gegenwart wiedergab.

„Ich hoffe, Madonna, ihr weist die Hülfe nicht zurück, welche König Franz von Frankreich Euch durch mich entbieten läßt."

Einem andern Boten gegenüber würde Maria

sogleich bei diesen Worten das Mißtrauen aufgestiegen sein, aber in dem kühn und geistreich geschnittenen Profil dieses Mannes, in seiner Haltung, im Ton seiner Stimme war etwas so Sieghaftes, daß Maria, ihr selbst völlig räthselhaft, sich ihm nicht entziehen konnte.

„Daß solche Hülfe einige Monde früher gekommen wäre!" sagte sie mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Kummers. „Aber ich verstehe Euren Vorschlag nicht, da wir noch vor Kurzem uns um Navarra im Kriege mit Frankreich befanden."

„Ihr werdet Alles verstehen, edle Donna, wenn Ihr mir gestattet, mich näher zu erklären."

Maria lächelte traurig.

„Es ist zu spät zu Erklärungen, zu spät zur Hülfe, — zu spät . . . Seht Ihr, wie sich dort gleich einer tausendköpfigen Schlange die schwarzen Massen gegen uns heraufbewegen? Eine Stunde vielleicht noch, und das Ungeheuer wird sich aufbäumen, und versuchen uns zu zermalmen. Wenn Ihr in guter Absicht kommt, so danke ich Euch, Herr Ritter, aber rettet Euch jetzt ohne Verzug — Ihr seid zu jung zum Sterben. Wir haben Alles verloren — nur die Ehre nicht. . . . Mögt Ihr nie so wilden Schmerz um Euer Vaterland tragen!"

Der Ritter näherte sich Maria in großer Bewegung. Er betrachtete die schöne Frau mit unverho-

lener Bewunderung, gemischt halb aus der auflodernden Empfindung des Mannes, halb aus der hohen Sympathie einer feurigen Jugend für den Zug der Größe und Uneigennützigkeit in Andern.

„Nur die Ehre nicht," wiederholte er leise, und als habe er — in der Ueberfülle der Lebenskraft — von den Lippen dieser Frau zum ersten Mal die rechte Würde, die Größe im Unglück reden hören.

Es glänzte die Begeisterung in seinen Augen, und er wollte zu ihr sprechen, als plötzlich die ersten Donner der Kanonen ertönten.

Maria stürzte an ihm vorüber, der Treppe zu, und war in wenigen Sekunden seinen Blicken entschwunden.

Siebentes Capitel.

Die Nacht des Schreckens.

Einige Stunden später bot der Hof des Alcazar von Toledo nur noch das Bild der wildesten Zerstörung. Der Schein der Sterne, der Fackeln und brennenden Lunten beleuchtete die Scenen mörderischen Kampfes, mit welchem die kleine Heldenschaar der

Maria de Padilla das letzte Bollwerk altspanischer Größe vertheidigte. Der Donner der Kanonen von Außen und das Prasseln des Gewehrfeuers übertönte das Waffengeklirr des Handgemenges; dann und wann nur drang das Geschrei der Kämpfenden grausig durch die Nacht. Die Mauern des Alcazar standen noch unerschüttert; eines der Thore aber hatte den Bomben der Stürmenden nicht widerstehen können, sie waren eingedrungen und hatten einen schmalen Zugang frei gemacht. Der alte Adam Stark hatte ihn stundenlang wie ein Löwe vertheidigt und so lange sein kurzes Schwerdt auf und niedersauste wäre ein weiteres Eindringen der königlichen Truppen unmöglich gewesen; aber eine Kugel aus sichrer Hand gezielt, traf ihn in die Brust und in der Verwirrung, welche entstand um den Sterbenden fortzutragen, gelang es einer größeren Zahl der stürmenden Soldaten einzudringen. Die letzten Tapferen der Comuneros fanden sich bald einer so großen Uebermacht gegenüber, daß sie nicht mehr kämpften weil sie auf Sieg hoffen konnten, sondern weil sie die Schmach ihres Vaterlandes nicht überleben wollten.

Maria, welche die Katastrophe vorausgesehen hatte, machte sich ihre verzweiflungsvolle Lage vollkommen klar. Sie erwartete den Moment der Entscheidung groß und gefaßt, sie blickte nicht mehr auf eine irdische Zukunft, sie sah dem Tode in's Auge, der ihr Leben

und was sie gewollt besiegeln sollte und sie würdig machen, mit Juan die Krone des Märtyrerthums zu empfangen. Nur um das Eine hatte sie Gott gebeten, den bittern Kelch an ihr vorübergehen zu lassen, ihre Treuen vor ihr sterben zu sehen. Aber er sollte ihr nicht erspart werden, und einen Augenblick vom Schmerz überwältigt, ging sie, um dem alten tapferen Adam noch einmal die ehrliche Hand zu drücken. Man hatte den Goldschmied in eines der innern festen Gemächer getragen, welches nur den wenigen Eingeweihten bekannt war und zugleich einen der beiden Zugänge zu den Pulverminen, welche den Alcazar unterhölten, verbarg.

Es war eine stille, weihevolle Todtenfeier, während draußen der Kampf tobte und der Felskegel, auf welchem der Alcazar stand, unter dem Gebrüll der Feuerschlünde zu beben schien.

Der Goldschmied lag auf einem Strohlager, den matten Kopf auf die Hand gestützt, den schon umflorten Blick voll inbrünstiger Dankbarkeit auf Maria heftend, die neben ihm niedergekniet war. Sie strich sanft mit ihrer Hand über die erkaltende Stirn.

„Ihr habt das neue Licht gesehen — — zieht dorthin — — auf Spanien sinkt die Finsterniß herab ...." murmelte er mühsam.

„Ja es wird Nacht ...." sagte Maria mit thränenüberströmtem Gesicht, „aber meine Stätte ist

hier, guter Adam, im Lande meines Vaters und meines Gatten. Habt Dank für Eure Treue — ich folge bald."

„Ein' feste Burg ...." stammelte Adam. — — „Gott helfe Euch ...." Sein Kopf sank zurück — er hatte vollendet.

Maria betete leise.

Endlich erhob sie sich, um mit der letzten Handlung ihr Haus zu bestellen; mit dem Versuch, die zunächst ihr Angehörigen zu retten. Sie trat in den Saal, der an diesen Raum stieß, und vorsichtig nach allen Seiten umblickend zog sie einen Schlüssel hervor und versuchte ihn an einer schmalen Thür, welche zu den unterirdischen Gängen führte, die mit den Minen in Verbindung standen.

„Es wird die höchste Zeit," murmelte sie, „in einer Stunde können sie am jenseitigen Ufer des Tajo sein, sie werden die Pferde finden, die ich dort bereit halten ließ, morgen sind sie außer Gefahr. Dann eilen sie dem Süden, der Heimath, den Eltern zu und ich — ruhe auch ...."

Sie wollte gehen, um auf geheimem Wege den Knaben und sein Geleit sicher hierher zu bringen, als vom andern Eingang her ein Geräusch an ihr Ohr drang. Durch die hohen Bogenfenster fiel der Fackelschein und sie erkannte beim rothen Licht desselben Fernan d'Avalos mit ihrem Knaben an der Hand,

der sich eiligen Schrittes näherte. Sein sonst so ruhiges Gesicht war von flammender Gluth übergossen.

„Rettet Euch — sie dringen ein — rettet Euch!“ rief er wie außer sich.

„Ja es ist Zeit, d'Avalos. Ruft Petronila, Astasio und Luz, die unterirdischen Gänge sind geöffnet, Heinrich von Egos wird Euch sicher geleiten.“

„Und Ihr, Senora?“

„Ich werde Euch später folgen, Fernan. Ihr wißt, ich kenne alle Ausgänge; ich bin noch nöthig hier — noch eine kurze Weile ....“

„Ihr wolltet allein hier bleiben?“ fragte Fernan d'Avalos, wie gelähmt vor Schreck. „Sie werden Euch fangen und in's königliche Lager führen, der König ist angekommen, er wird — mir stockt das Blut ....“

„Beruhigt Euch, Fernan,“ sagte Maria, „sie werden mich nicht gefangen nehmen.“

„Ich ahne Eure Absicht,“ rief d'Avalos, in höchster Aufregung sich vor Maria niederwerfend. „O, laßt mich mit Euch sterben, aber ein einziges Mal hört zuvor mein Bekenntniß! Ich liebe Euch seit in der Alhambra zuerst mein Blick auf Euch fiel, was eines Menschen Herz erdulden kann, das litt ich um Euch. Obwohl gefoltert von Leidenschaft hat an Juan's Seite nie ein unlautrer Wunsch Euch berührt, ich habe später Euren Schmerz geachtet, ich

habe Euch hoch wie eine Heilige gehalten, Ihr wißt es."

„Ich weiß es," sagte leise Maria, ihre Hand sanft auf Fernans braune Locken legend.

„O wenn Ihr es wißt, so hört jetzt mein Flehen, laßt Euch erweichen — lebt für den Knaben, lebt für mich, Maria!"

Maria schüttelte traurig das Haupt.

„Wenn je neben Juan's Bilde ein anderes in meinem Herzen hätte Raum finden können, so wäre es das Eure, d'Avalos. Aber Juan's Liebe füllt mir Zeit und Ewigkeit aus, war mein Leben, ist meine Hoffnung auf Seligkeit. Ich habe Eure Kämpfe gesehen, ich habe für Euch die Zärtlichkeit einer Schwester gehabt, jetzt fordere ich den letzten Liebesdienst von Euch — Ihr müßt den Knaben retten! Juan hat ihn auf Euer Gewissen gelegt, ich thue es mit ihm. Bringt ihn nach der Alhambra, zu den Schauplätzen meiner Jugend, bringt ihn meinem Vater!" Sie küßte den Knaben inbrünstig, dann legte sie ihn in Fernando's Arme. „Seid barmherzig, d'Avalos, bezwingt noch einmal Euer Herz für mich, es ist keine Minute länger zu verlieren — eilt, ich beschwöre Euch, eilt!"

Jetzt kamen auch Astasio und Luz athemlos mit Petronila, wohl ahnend, daß im Alcazar die letzte Stunde geschlagen habe. Von Außen tobte das Ge-

schrei der Kämpfenden immer lauter, gleich einer wilden Brandung, die sich gegen die innern Ringmauern aufbäumte. Maria ließ ihren Untergebnen nicht Zeit, zum Bewußtsein der Trennung zu kommen, sich selbst unfähig fühlend, ihrem Kummer zu widerstehen. „Ich komme bald, ich folge Euch —“ sagte sie, Luz küssend, der Amme die Hände drückend, Fernan und den Knaben mit unendlicher Zärtlichkeit anblickend. Dann drängte sie Alle schnell, fast mit Gewalt in den Gang. Sie sah ihnen lange nach, bis der rothe Glanz der letzten Fackel verschwunden war. Dann schloß sie sorgfältig wieder die geheime Thür, machte mit inbrünstiger Geberde das Zeichen des Kreuzes und sank schluchzend auf einen Stein nieder.

Achtes Capitel.

In den Minen.

Maria blieb lange so, beinahe unbeweglich, bis zu dem Augenblick, wo sie mit völliger Gewißheit annehmen konnte, daß die Ihrigen gerettet und am jenseitigen Ufer des Tajo in Sicherheit seien.

Für eine Stunde verschwand ihr die Gegenwart, der wilde Kampf, die Nacht des Grauens, sie hörte nicht das Waffengeklirr und den Lärm draußen, sie bemerkte nicht wie aus dem benachbarten Raume zwei Augen sie scharf und glühend beobachteten, jene des fremden Ritters nämlich, der den Eingang zu finden gewußt hatte; sie gebrauchte sie, um in tiefster Sammlung mit dem Leben abzuschließen, das für sie so kurz an Glück, so reich an Schmerzen gewesen war. Sie ließ es wieder an sich vorüber gehen von ihrer Kindheit an, sie rief tausendfachen Segen auf die ehrwürdigen Gestalten ihrer Eltern herab, sie dachte an Juan und sie fühlte, daß sie die kurze Seligkeit in seinen Armen freudig noch einmal mit einem Leben des Kummers erkaufen würde. Sie fragte sich, ob sie in seinem Sinne gelebt, gestrebt, gehandelt habe und sie bestand vor ihrem Gewissen. Sie hatte, wie er, jeden irdischen Vortheil, jedes persönliche Interesse, jeden Anspruch an Lebensfreude ihrer Ueberzeugung geopfert, sie hatte wie er mit der höchsten Anspannung ihrer Kräfte gekämpft, das herrliche Vaterland vor der Tyrannei zu retten, sie war wie er entschlossen, für Spanien zu sterben, da es nicht gelang. —

Maria erhob sich. Wenige Schritte von ihr befand sich der Eingang zu den Minen, einige Funken

von sicherer Hand geworfen und der Alcazar von Toledo flog in die Luft. Wie Befreiung winkte ihr der geheimnißvolle Eingang, Befreiung von all der irdischen Qual, vor Gefangennahme und Schande.

Maria stieg auf die obere Gallerie, die den Blick auf den innern Hof des Alcazar gewährte, um zu sehen, ob der Augenblick gekommen sei. Der Anblick, welcher sich ihr bot, war grausenhaft. Der Schein der Feuer, welche man angezündet hatte und die rothe Gluth der Fackeln beleuchtete die Scenen des mörderischen Kampfes, welcher hier gewüthet hatte. Aufgeschichtet lagen die Leichen neben den Säulen, kaum Einen, der ihre Farben trug, erkannte Maria noch unter den Lebenden. Nur an einigen Stellen unter Einzelnen währte noch der Kampf, die königlichen Truppen waren Sieger und begannen sich der ausgelassensten Siegesfreude hinzugeben. Neben den Seufzern der Sterbenden drangen wilde Gesänge und Ausrufungen an ihr Ohr, sie sagten ihr, daß man jetzt versuchen werde, in die inneren Räume einzudringen, um sie zu finden.

„Wo ist die Königin der Veste, wo ist Donna Maria de Padilla, eine Tonne spanischen Goldes auf ihren Kopf!" brüllte es zu ihr hinauf. Die Stürmenden versuchten jetzt die Thüren zu erbrechen, welche zu den innern Räumen des Alcazar führten, Maria

sah, wie ein junger Soldat der Ihren, den sie kannte, eines der Thore gegen eine große Ueberzahl mit übermenschlicher Anstrengung vertheidigte.

„Wo ist die Donna Maria de Padilla?“ riefen sie wild auf ihn eindringend.

„Ihr werdet sie nicht lebendig finden, das sage ich Euch!“

„Das wäre der Teufel. Oeffne die Thür oder ergieb Dich, Schurke!“

„Ein Spanier ergiebt sich nicht,“ sagte verächtlich der junge Soldat und sank unter den wuchtigen Streichen eines deutschen Landsknechts.

„Ein Spanier ergiebt sich nicht, mein Braver ...“ murmelte Maria und leicht wie ein Schatten flog sie die Treppen hinab und erreichte wieder das Gemach. Es fiel ihr in der Aufregung des Augenblicks nicht auf, daß eine der Thüren offen stand und sie sah nicht, daß sich hinter einem der großen Deckenpfeiler eine männliche Gestalt verborgen hielt.

Maria öffnete mit Anstrengung die eiserne Thür zu den Minengängen, die den ganzen Alcazar unterhölten und weiterhin mit den Gängen in Verbindung standen, die mit Benutzung der alten römischen Wasserbauten zum jenseitigen Ufer des Tajo führten. Dies war der Weg, welchen einige Stunden früher Fernan d'Avalos mit dem Knaben und ihren Getreuen genommen hatte, wie ein ferner, ferner Lichtpunkt schim-

merte am Ende der offne Eingang, derselbe, vor welchem einst Ignaz von Loyola die kleine Luz so eindringlich gewarnt hatte. Die Minengänge dagegen waren völlig finster und sie waren in der primitiven Art der damaligen Zeit angelegt, das heißt große Höhlungen, in welchen ungeheure Mengen von Pulver in Fässern aufgehäuft lagen, anstatt der schmalen Felsspalten, in welche es genügt eine geringe Dosis Pulver zu schütten, um die Felsmassen auseinander zu sprengen.

Maria ging vorsichtig hundert Schritte in den Gang hinein, immer mit der linken Hand an der Mauer hintastend als suche sie etwas. Endlich blieb sie stehn. Ihr Finger hatte einen eisernen Ring in der Wand gefunden, an welchen sie drückte. Eine eiserne Thür sprang auf, die, wie Maria wußte, Alles verbarg, was zum Anzünden der Minen nöthig war. Sie fand Zunder, Schwefel, Lunten und Fackeln und sie zündete eine derselben an. Sie erkannte, vorsichtig umherleuchtend, daß die Stelle des Ganges, an welcher sie sich befand, sich zu einer Grotte erweiterte, die ihrer Berechnung nach unter dem Hofe des Alcazar liegen mußte; in den ausgehauenen Nischen ringsum war das Pulver aufgeschichtet, genug um das Gelingen des Zerstörungswerkes außer Zweifel zu setzen.

Maria's Fackel erlosch, sie befand sich wieder im Finstern. Gleichzeitig glaubte sie ein leichtes Ge=

räusch zu hören. In fieberischer Angst, daß etwas sie in der Ausführung ihres Entschlusses hindern könne, versuchte sie von Neuem Feuer zu machen. Endlich gelang es und die brennende Lunte in der hochgehobenen Rechten stürzte sie vor, um sie in das Pulverfaß zu schleudern — — — — — — — —

In diesem Augenblick fühlte sich Maria von einem nervigen Arm umfaßt, die Lunte wurde gewaltsam ihrer Hand entrissen und fiel zu Boden, der Widerstand ihrer zarten Gestalt brach sich machtlos an der zwingenden Kraft eines Mannes.

„Ihr dürft Euch nicht tödten, Madonna, und selbst wenn Gott es wollte — ich will es nicht!“ sagte eine sonore Stimme.

Maria versuchte zu sprechen, sich ihm zu entreißen, um die Lunte von Neuem zu ergreifen, aber es war vergebens — erschöpft von Aufregung und Schreck sank sie bewußtlos zurück.

Der fremde Ritter, welcher seit Stunden Maria's Bewegungen gefolgt war, hatte ihre Absicht geahnt und da es ihm nicht gelungen war, sie durch die Hoffnung auf fremde Hülfe derselben abwendig zu machen, beschlossen, sie mit Gewalt an der Ausführung zu verhindern.

Der Ritter hob jetzt die leichte Last empor und trug sie mit fliegender Eile und mit den elastischen Schritten der Jugend, welche des holprigen und un-

sichern Boden des Minenganges nicht achtete, dem lichten Punkt des Ausgangs zu.

Hier an der offnen Thür angelangt, welche in den zweiten breiteren Gang führte, ließ er den blassen Schimmer des Morgengrauens, welcher von Oben durch eine Oeffnung im Felsen drang, auf Maria's Antlitz fallen. Noch keine Spur des Lebens zeigte sich daranf; es war bleich wie Marmor, das schwarze Haar hing lose an den Schläfen nieder.

„So schön und so jung," murmelte der Fremde. Er verfolgte jetzt mit athemloser Hast seine Flucht, ermöglicht durch den anbrechenden Tag, der den Gang mit mattem Dämmer erfüllte. Bald kündete ihm das Brausen und Donnern der Wasser, daß er sich über dem Tajo befinde, einige Sekunden noch und die Ausgangsthür war erreicht. Er fand sie nur angelehnt. Der kleine Platz im wilden Toledanergebirge, auf welchen er hinaustrat, war völlig öde, ein schmaler Fußpfad nur führte in's Dickicht, der sich aber bald erweiterte und eine Lichtung zeigte. Von hier drang das Wiehern und Stampfen von Rossen an sein Ohr. Der Ritter ließ einen leisen Pfiff ertönen und gleich darauf traten zwei vermummte und scharf bewaffnete Männer hervor.

„Alles bereit, Baptiste?"

„Alles, Sire."

„Dummkopf, was habe ich Dir geboten?"

herrschte ihn der Ritter an, erschrocken auf Maria blickend, deren Ohr aber so fest geschlossen war, wie das einer Todten.

„Hat Euch Niemand entdeckt?"

„Niemand, Seigneur."

Jetzt erreichte der Fremde die Lichtung, ein dicht verschlossner Wagen neuester Erfindung, deren, wie man sagte, nur eine Person in Frankreich und zwar der junge König von Frankreich besaß, wartete hier. Der Ritter legte Maria sanft auf den Rücksitz nieder, setzte sich selbst ihr gegenüber und die Renner flogen davon.

Kaum aber hatten sie hundert Schritte gemacht, als sie kerzengrade aufbäumten und der Wagen mit einem gewaltigen Ruck inne hielt. Maria's Fackel, obwohl ihrer Hand entrissen, hatte niederbrennend, ihren Zweck erfüllt. Ein dumpfes Getöse wie von einem Erdbeben, ein Rollen, Donnern, Krachen, als ginge die Erde aus ihren Fugen, ließ sich hören, der Himmel röthete sich wie von jähem Flammenschein und wie aus einem Vulkan die Feuersäule mit den Felsblöcken und den Eingeweiden der Erde emporgeschleudert wird, so barsten die gewaltigen Mauern des Alcazar von Toledo, so flogen die Trümmer in wilder Zerstörung umher, so sank das alte Gothenschloß als ein prachtvolles Mausoleum auf die Leichen der edelsten Söhne Spaniens, so fiel der letzte

Hort altspanischer Freiheit, gleichsam ein feuriges letztes Veto einlegend gegen die hereinbrechende Tyrannei und Verfinsterung der kommenden Jahrhunderte.

Neuntes Capitel.

Loyola's Botin.

Einige Stunden früher waren die Personen, welche vor Maria den unterirdischen Gängen ihre Rettung verdankten, auf sehr unfreiwillige Weise gezwungen worden, sich zu trennen und in verschiednen Richtungen die Flucht zu nehmen.

Fernan d'Avalos mit Petronila und dem Knaben war von einer Horde herumstreifender königlicher Truppen erkannt und so scharf verfolgt, daß es ihm nur mit höchster Anstrengung gelungen war, das von Maria ihm anvertraute Kleinod in Sicherheit zu bringen. Er schlug nun auf geheimen Pfaden den Weg nach der Alhambra ein, so langsam als möglich weiter gehend, um Maria zu erwarten, auf die er von Stunde zu Stunde inbrünstig harrte.

Der kleinen Luz dagegen war es noch viel schlim=

mer ergangen und wäre nicht das blühende Leben in der Gestalt ihres Astasio neben ihr einhergeschritten, so hätte sich sich gern den Tod gewünscht.

Don Ignaz von Loyola hatte sich an ihr einen sehr unzuverlässigen Wächter und Boten ausgewählt. Daß sie in den letzten Schreckensstunden im Alcazar Ignazio's Brief, seine Befehle, seine Drohungen vollständig vergaß, wird Jeder verstehen, der ein sechszehnjähriges Kind beobachtet hat, welches liebt, auch hätte sie in ihrer Machtlosigkeit keinerlei entfernte Möglichkeit gesehen, ihre Herrin zu bewegen, ihr zu folgen.

Sie war Astasio gefolgt, Astasio war ihr gefolgt und so waren sie an der rettenden Pforte angekommen, ohne einen Augenblick zu zweifeln, die Donna Maria, welche sie Beide so aufrichtig liebten, werde sich in der nächsten Stunde wieder mit ihnen vereinigen. Sie waren zurückgeblieben, immer auf Maria wartend, als Fernan mit den Andern den Ausgang erreichte und so nicht Zeugen von dem Mißgeschick geworden, welches ihn befiel. Er war mit den verfolgenden Soldaten bereits aus ihrer Sehweite verschwunden, als sie nach einer angstvollen Weile ebenfalls heraustraten.

Aber kaum waren sie vorsichtig hundert Schritt weit gegangen, als ganz wie von ungefähr aus einer kleinen Taverne am Wege ein Mönch in härener

Kutte zu ihnen herantrat, aus dessen Kapuze Luz das Angesicht der furchtbaren Frau anblickte, welche sie einst aus dem Hause ihrer guten Pflegeeltern, Josua Benjamin's und Rachel's, hatte gewaltsam entführen wollen. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich den Lippen der armen Luz und sie riß Astasio mit sich, um zu fliehen, aber die knöcherne Hand des weiblichen Mönches hatte sich bereits mit so eisernem Griff um ihr Armgelenk gelegt, daß an keine weitere Bewegung zu denken war.

„Wo ist Donna Maria de Padilla, unglückliches Kind?" fragte die Nonne mit hohler Grabesstimme. Luz überlief ein eiskalter Schauer.

„Sie wird uns folgen," sagte sie fast tonlos.

„Euch folgen? Wie und so bist Du der Befehle des Don Ignaz de Loyola eingedenk?"

Luz bebte.

„Soll ich diese Hexe tödten?" fragte Astasio, den es immer gelüstete, seinen Toledonerdegen in Blut zu tauchen, leise.

Die Nonne blieb vollig unberührt von dieser Drohung, sie machte eine Bewegung mit ihrem knöchernen Arm, als würde ein Schwert, das nach ihr schlüge, nur die leere Luft durchschneiden. Den Junker Astasio grauste es ein wenig, abergläubisch wie alle Leute aus dem Volke hatte er mit gespensterartigen Wesen nicht gern zu thun. Seine Hand, die

nach dem Degen greifen wollte, schien ihm wie gelähmt.

„Komm, Luz, hier ist ein Seitenpfad, den wollen wir gehn, ich schütze Dich vor allen Mächten der Erde," sagte Astasio wie vorher.

„So schweige doch, als ob ich kommen könnte!" flüsterte Luz mit einem verzweifelten Blick auf ihren Arm, der wie mit einer eisernen Klammer festgehalten war.

Die Nonne verzog ihr Gesicht zu einer Grimasse, die in einem andern Menschenantlitz ein Lächeln gewesen sein würde.

„Es ist genug," sagte sie. „Schicke den Knaben fort, er wird uns lästig."

„Himmel und Hölle," schrie jetzt Astasio wüthend, „welche Rechte habt Ihr auf dieses Mädchen?"

„Unantastbare!" sagte die Nonne.

Astasio starrte Luz entsetzt an, die bleich wie der Tod und zitternd unter dem Einfluß einer Ahnung stand, die ihr schon beim Besuch der Nonne im Hause ihrer Pflegeeltern aufgestiegen war, die aber der gute Josua Benjamin, der eingeweiht war, ihr nie hatte zur Gewißheit werden lassen. Sie wußte nur, daß Ignaz von Loyola ihr Vater sei, aber das, obwohl sie ihn fürchtete, enthielt noch einen Funken des Trostes: er hatte ihr gestattet, Astasio zu lieben.

Die Nonne beachtete weder die verstörten Blicke,

noch die Seufzer des jungen Paares. Sobald es sich nicht um eine direkte Willensäußerung handelte, schien sie alles menschlichen Fühlens baar. Sie hatte den Befehl Loyola's in Betreff des Geleits der Donna Maria zu erfüllen und den andern Zweck, ihr Kind für immer der Nähe der verhaßten Judenfamilie zu entreißen. In diesem Sinne handelte sie.

„Du hast gegen den Willen des Don Ignaz von Loyola gefrevelt, Luz, der Dir befahl, nicht ohne die Donna Maria de Padilla den Alcazar zu verlassen. Wir werden jetzt hier in dieser Taverne ihre Ankunft erwarten und Astasio wird noch einmal durch den unterirdischen Gang zurückkehren, um sie zu geleiten.“

„Ihr werdet ihr indessen kein Leides anthun?“ fragte der arme Astasio, der geängstigt stand zwischen seiner Sorge um Luz und seiner Pflicht gegen die Donna Maria, die verletzt zu haben er jetzt, da sie nicht folgte, reuig erkannte.

„Nein!“ sagte steinern die Beata.

Astasio ging, Luz sah ihm mit thränenschweren Blicken nach. Kaum aber hatte er den Waldpfad erreicht, als die furchtbare Explosion erfolgte, welche, einige Minuten später, auch ihn unfehlbar getödtet haben würde.

Der Jammer des jungen Paares war unaussprechlich, denn daß auch die Donna Maria ein Opfer

dieser Katastrophe geworden sei, schien gänzlich außer Zweifel. Die starre Unbeweglichkeit der Beata aber selbst diesem Ereigniß gegenüber mußte, obwohl sie ihre Natur war, dennoch einen besonderen Grund haben und hatte ihn wirklich.

Die Nonne stand unter dem eisernen Willen Loyola's, sie hatte sich ihm nicht widersetzen können, als er von ihr verlangt hatte, ein früher von ihm so heiß geliebtes Weib heimlich nach dem Schloß Loyola zu führen. Zwar ahnte sie dieses erste Motiv nur, aber klar genug, um dem zweiten, welches Ignazio ihr gab, nicht zu trauen: seiner Absicht nämlich, Maria's männlichen Geist und ihre große Thatkraft nach dem Fall ihrer politischen Hoffnungen für seine religiösen Zwecke zu gewinnen. Und hätte Maria's Person ganz allein genügt, um mit ihrem Gedankenfluge das kühne System des neuen Ordens, an welchem sie mit Loyola baute, zu durchdringen, zur That werden zu lassen und über die Erde zu verbreiten — die fanatische Nonne Beata hätte selbst um diesen Preis die Donna Maria nicht an Loyola's Seite sehen wollen.

In irgend einem Winkel des weiblichen Herzens tief verschüttet oft, dicht neben dem Haß, unbewußt, glimmt heimlich fort ein Fünkchen der Liebe oder der Eifersucht.

Der Tod Maria's war der Beata erwünscht und

wenn sie die rauchenden Trümmer ansah, die züngelnden Feuergarben, welche jetzt zum Himmel auflohten, wo noch vor Kurzem der Alcazar von Toledo hoch und stolz emporragte, so hielt sie ein Forschen nach ihrer Person für ebenso gefährlich und nutzlos, als ihren Tod außer Zweifel. Desto wichtiger war ihr jetzt, Luz zu entführen und für ihre Zwecke zu erziehen und während Astasio nach Toledo gelaufen war, um wo möglich noch nähere Nachrichten über das Schicksal seiner armen Herrin einzuziehen, zwang sie die Jammernde, ihr zu folgen, in der Richtung des Schlosses Loyola in Guipuscoa.

Zehntes Capitel.

Die geheimnißvolle Reise.

Maria hatte die Augen aufgeschlagen, als der betäubende Donner der Explosion ertönte und da von jeder Stelle in der Umgebung von Toledo der hochgelegene Alcazar sichtbar war, so hatte sich das Schauspiel in seiner vollen grausigen Schönheit ihr geboten.

Ein irres Lächeln glitt über ihre Lippen, sie glaubte unter dem Einfluß einer Vision zu stehn und schloß die Augen wieder.

„Das ist die Siegesfackel, mit der die gemordete Freiheit Carlos begrüßen wollte — armes Spanien ...." murmelte sie.

„Und begrüßt, edle Senora," sagte der Ritter sich zu ihr beugend. „Ihr seht die volle Wirklichkeit. Die Lunte, welche Eurer Hand entfiel, muß ausbrennend durch umhersprühende Funken das Pulver entzündet haben. Euer Werk ist vollbracht, Madonna, doch Ihr seid gerettet. Werdet Ihr mir den Eingriff verzeihen?"

Erst jetzt kam Maria zum Bewußtsein der seltsamen Situation, in welcher sie sich befand. Auf ein von dem Ritter gegebenes Zeichen flogen die Thiere wieder in rasendem Galopp dahin, Maria sah sich gleichsam als die Gefangene eines Fremden im engen Raume eines fest geschlossenen Wagens. Jedoch war ihre erste Empfindung nicht Furcht, sondern Widerwille gegen das ihr von Neuem gewaltsam aufgezwungene Leben. Der Gedanke, es wieder zu beginnen in einer Welt, in welcher jede Quelle des Glücks versiegt war, jede ihrer Hoffnungen in Trümmern lag, war Verzweiflung. Ihre während der Zeit der Gefahr über alles Maaß angespannten Kräfte versagten ihren Dienst, sie versank in eine dumpfe

Apathie, aus welcher sie nur erwachte, um ihre Umgebung wie durch einen Schleier zu sehen und der erste Tag der geheimnißvollen Reise verging, ohne daß sie ein Wort mit ihrem Begleiter gewechselt hätte. oder wieder zum klaren Bewußtsein gekommen wäre.

Der Fremde füllte seine Zeit damit aus, das ausdrucksvolle Antlitz der Donna Maria zu betrachten, die mit geschlossenen Augen in dem Fond des Wagens zurückgesunken war, ihre Lage zu unterstützen und zu verbessern, und den Diener, welcher von Zeit zu Zeit an den Wagenschlag trat, zur Eile anzutreiben. Es wurde nur Halt gemacht, um neuen Vorspann zu nehmen, der sie an einsamen Orten erwartete, dann ließ der Ritter sorgfältig die dichten Vorhänge der Wagenfenster herab und mahnte die Diener zu strengem Schweigen, ohne sich selbst vor den etwaigen Neugierigen des Ortes blicken zu lassen.

Der Abend kam heran. Der Fremde hatte gehofft, auch die Nacht durch reisen zu können, aber der Zustand seiner schönen Gefangenen schien ihm so bedenklich und der Ruhe bedürftig, daß er von seinem Vorsatze abstand. Es war für diesen Fall vorgesehn. Kurz vor Mitternacht hielt der Wagen vor dem Thore eines Parkes, auf den Pfiff seiner silbernen Jagdpfeife kam ein alter Diener, um es zu öffnen. Das falbe Mondlicht zeigte eine Allee oder vielmehr ein Dickicht wild verwachsener Bäume und in der

Ferne schimmerte ein mattes Licht aus dem Portal eines alten Castell's oder Jagdschlosses, das nächtlicher Besuche ebenso ungewohnt schien, wie der alte Castellan, der aus seinem ersten Schlafe gestört war.

Der Ritter hob Maria sorgsam aus dem Wagen und trug sie durch die Allee dem Schlosse zu. Ihr Kopf sank völlig bewußtlos auf seinen Arm, ihre Glieder waren ohne Bewegung, wie die einer Ohnmächtigen.

In der großen Vorhalle, die mit Jagdgemälden und Hirschgeweihen geschmückt war, erwartete sie eine Frau mit gutmüthigem, etwas verschlafenem Gesicht. Sie trug in der Rechten eine große dreiarmige Messinglampe, die mühsam und zischend brannte, als wäre sie lange nicht angezündet gewesen und sie leuchtete damit in das bleiche Angesicht der Kranken.

„Schnell, Alte, habt Ihr ein Zimmer bereit?" fragte er hastig.

„Alles bereit," sagte die Frau und trippelte so schnell, als ihre alten Füße erlaubten, mit ihrer Lampe voran.

Sie traten in ein kleineres Gemach im unteren Stock, das von einer zweiten Olivöllampe sanft erleuchtet war und das, soweit es in einem gänzlich verlassenen Hause möglich ist, ein ziemlich wohnliches Aussehen hatte. Schwere Gardinen von verblichenem Seidendamast hingen vor den Fenstern

herab und gleiche umhüllten eines jener großen Himmelbetten von geschnitztem Holz, wie sie in Spanien gebräuchlich sind. Der Fußboden war mit einem Teppich von Bärenfellen bedeckt, in welche der Fuß lautlos einsank und tiefe Lehnsessel uud Ruhepolster standen vor dem großen Kamin, in welchem, von irgend einem letzten Besuche her, ein angebrannter Eichenstamm lag, wie die mächtigen Wälder des damaligen Spaniens sie noch boten.

Der Ritter legte Maria sanft auf ein Ruhebett nieder, sah forschend in ihre bleichen Züge und winkte der alten Frau.

„Versucht die Senora zu entkleiden und zur Ruhe zu bringen," sagte er leise. „Jedoch wenn sie die Augen öffnet und zu reden beginnt, benachrichtigt mich sogleich. Versucht auch ihr Wein einzuflößen, den ich senden werde, beobachtet sie sorgsam und verlaßt sie keinen Augenblick."

Er verließ das Gemach und die Alte begann ihr Amt, mit etwas Ungeschick zwar, aber mit der ganzen Herzensgüte der spanischen Frauen.

Gleich darauf trat der vermummte Diener des Fremden ein, einen großen silbernen Teller in der Hand, den er auf den Tisch stellte. Die Alte unterbrach sich einen Augenblick und näherte sich ihm.

„Wollt Ihr mir nicht den Namen Eures Herrn nennen?" fragte sie heimlich.

Der Diener würdigte sie keiner Antwort als eines mächtigen Kopfschüttelns und schickte sich zum Hinausgehen an. Sie zupfte ihn freundschaftlich an seinem Reiterwamms.

„Ist er ein sehr großer Herr?" fragte sie noch einmal.

„Laßt mich in Ruhe, tia," murmelte der Diener. „Daß nur die großen Herren so gewagte Abenteuer suchen, wißt Ihr so gut als ich."

„Leert jetzt mit meinem Alten den Humpen," sagte sie in der Hoffnung, daß er dabei gesprächiger sein werde und kehrte eiligst zu ihrer Pflegebefohlenen zurück.

Maria in ihrer Erschöpfung, ließ sich wie ein Kind entkleiden und auf den seidenen Polstern des breiten Lagers betten.

„Ich danke Dir, Amme," flüsterte sie, als es geschehn war und die Alte, obwohl sie niemals Amme weder bei eignen noch bei fremden Kindern gewesen war, horchte erfreut auf und wollte zu reden beginnen, als sie sah, daß der Kopf der Kranken schon wieder wie ohnmächtig in die Kissen zurückgesunken war.

Sie wollte jetzt den Wein einzuflößen versuchen und trat an den Tisch, aber einige Zeit verging ehe sie vor Erstaunen die Trinkkanne anzurühren vermochte. Alle die Teller und Gefäße mit den ausgesuchtesten Delicatessen, welche dort neben dem Wein und der

goldnen Trinkschaale standen, waren von strahlendem Silber, wie ihre Augen es noch nie erblickt hatten. Ein buntes Wappen von herrlicher Emailarbeit war auf dem Rande jedes einzelnen eingravirt und ein verschlungenes F. F. mit dem Salamander des jungen König Franz von Frankreich, bildete die Griffe und den Henkel der Trinkschaale. Für die Alte waren diese Insignien nun freilich unverständlich; sie sah nur die Pracht, während Maria sie sogleich erkannt haben würde. Aber ihre Augen blieben geschlossen, als die Alte mit dem Wein an das Himmelbett trat und ihr Mund weigerte sich auch nur den geringsten Tropfen zu nehmen. Die Alte stellte kopfschüttelnd die Schaale wieder hin und setzte sich selbst beobachtend am Rande des Lagers nieder. Eine Stunde verging ohne daß sie die geringste Veranlassung gehabt hätte den Seigneur zu benachrichtigen; diesem zu lange ohne Zweifel, um seine Besorgniß zu mäßigen. Es klopfte leise und er trat ein. Die Kastellanin stand auf ihm entgegen gehend und er sah sie fragend an. —

„Nichts,“ sagte sie. „Keinen Wein, keine Speise, kaum ein leises Wort.“

Der Ritter trat an das Lager und nahm den beobachtenden Platz der Alten ein. Seine glänzenden Augen ruhten gespannt auf Maria's Gestalt. Die frühere Apathie der Kranken schien jetzt dem

ruhigen Schlaf gewichen zu sein, gleichmäßige Athemzüge hoben die Brust und der warme Hauch färbte wieder die halbgeöffneten Lippen. Ihr ausdrucksvoller Kopf, von den Wellen des schwarzen Haar's umflossen, war etwas zurückgeneigt und die schmale weiße Hand der Kranken lag auf der Brust, als leide sie dort. Er berührte sie leicht mit der seinen und ließ sie dort ruhen, um die Schläge ihres Pulses zu zählen. Der Schein der Lampe fiel voll auf sein Gesicht und auf seine Hand, an deren kleinem Finger ein Ring mit dem Salamander in Smaragden und Brillanten blitzte. Man konnte sich kein kühn geschnittneres Profil denken, als das seine, keine interessantere Zusammengehörigkeit, als den Ausdruck dieser beiden Köpfe, so jung, so bedeutsam und zugleich so schön.

„So matt, so matt, wo sonst das Leben so feurig pulsirt," murmelte er, mit der besorgten Miene eines Arztes die Kranke betrachtend. Er richtete sie sanft auf und versuchte selbst ihr einige Tropfen des schweren spanischen Weins einzuflößen, den die Crystallflasche enthielt und wirklich weigerten sich die Lippen jetzt nicht ferner, den neubelebenden Trank einzusaugen.

Maria schlug, nachdem sie ihn genommen, einmal groß und voll die Augen auf, aber sie schloß sie sogleich geblendet wieder, als habe sie eine Erschei-

nung im Traume gesehn. Der Fremde erhob sich und setzte sich in einen der großen Lehnstühle am Kamin.

„Sucht jetzt einige Stunden die Ruhe, gute Alte," sagte er, „ich werde die Wacht bei der Kranken selbst übernehmen. Kommt mit dem Morgengrauen zurück, da wir unsere Reise sehr früh fortsetzen müssen."

Die Alte hatte viel größere Lust zu bleiben und einige Fragen zu wagen, denn wenn auch sehr stolz erschien ihr der Ritter doch menschenfreundlich.

„Wie herrlich und schön ist Eure junge Gemahlin," sagte sie schüchtern, „ist sie lange krank?"

„Nein, noch nicht lange und nun geht, Alte."

Sie ging, der Fremde blieb mit Maria allein. Er lehnte den Kopf in die Hand und verlor sich in Sinnen, ohne aber das Auge von Maria zu verwenden. Welche Richtung nahmen seine Gedanken? Hatte irgend eine andere Frau das Recht sich klagend dagegen aufzulehnen? Als er sich schnell vorneigte, weil er glaubte er habe die Kranke sich bewegen sehn, fiel aus den Falten seines seidnen Wammses ein Medaillon heraus, das an einer goldenen Kette um seinen Hals hing. Er nahm es in die Hand. Ein süßes, blasses Frauenantlitz schaute ihn daraus an, sanft schmachtende Augen, eine feine Stirn umflossen von goldenen Locken, ein Mund, der unter Vorwürfen oder Schmerzen zu zucken schien. Er wandte den Blick

schnell von dem Bilde ab, auf Maria und stand beinahe heftig auf, das Medaillon verbergend.

„Wenn ich mich ihr entdecken dürfte," murmelte er, eine Trinkschaale purpurnen Weins herunterstürzend. „Françoise hätte mir nicht widerstanden, sie ist so weich, so hingebend ... diese Frau aber scheint aus Gluth und Kälte gebildet. Kühn bis zur äußersten Todesverachtung, hat sie dennoch das Leben heiß geliebt, thatendurstig wie ein Mann, hat sie das Herz eines Weibes, das noch im Tode die Treue bewahrt." Er näherte sich ihr und sog fast mit den Augen des Künstlers die seelische und plastische Schönheit ihrer Züge ein. Wie eine Statue an Ruhe lag sie da, klassisch edel in jeder Linie ihrer Gestalt, in der leisen Biegung des Kopfes und der schönen Arme.

„Wie müssen in dieser reichen Organisation die Empfindungen voll und überströmend fluthen! Was muß sie an Glück zu g e b e n haben, da sie so unendlich viel zu v e r s a g e n hätte!" sagte er leise. „Und diese Frau so zart und so kühn zugleich, welche des Kaisers Haß spottet; wird sie auf die Liebesbitten eines Königs achten? Wird ihr Herz zu rühren sein, da ihr Stolz nicht zu bestechen ist? Könnte ich sie fragen ..."

Aber er konnte nicht fragen, denn jetzt trat die alte Duenna wieder ein und wie er wohl einsehen mußte, sehr zur rechten Stunde.

Denn kaum war die heiße Bewegung verflogen, die sich seiner bemächtigt hatte, als er sich bei seiner feinen Frauenkenntniß sagte, daß ein einziges Wort zur Unzeit seinen ganzen Plan vereitelt haben würde. Er empfahl die Kranke der höchsten Sorgfalt der alten Frau und verließ das Gemach.

Elftes Capitel.

Der Kaiser jagt.

Als die ersten Strahlen der Morgensonne in das Gemach drangen, erwachte Maria nach erquickendem Schlaf zum ersten Mal zu klarem Bewußtsein. Die Erinnerungen tauchten wieder hervor, die Schrecken der Vergangenheit, die Hoffnungslosigkeit der Gegenwart und nicht minder das Seltsame ihrer augenblicklichen Lage. Es erkennen und sich ihm widersetzen wollen, konnte nur ein Gedanke sein. Maria ließ sich von der alten Frau ankleiden und setzte sich in eine der tiefen Fensternischen des Gemaches. Der Fensterflügel war geöffnet, frischer Walddust strömte herein und eine lange Perspective prachtvoller Bäume,

zwischen welchen die Sonnenlichter spielten, öffnete sich dem Blick.

Die tiefe Waldesstille that Maria wohl, aber sie sollte bald unterbrochen werden durch das Getrappel von Pferdehufen und das Rollen des Reisewagens, der ihrer harrte.

Die Alte brachte Maria auf silberner Platte die Chokolade, ein Getränk, welches schon seit Jahrhunderten in Spanien üblich ist, und Maria's Blick erkannte sogleich auf Teller und Becher das emaillirte Wappen Frankreichs und die verschlungene Chiffre mit dem Salamander des jungen Königs Franz. Maria hatte eine bestimmte Erinnerung des Mannes, den sie zu verschiedenen Malen in diesen Schreckenstagen gesehn hatte, aber sie wußte nicht, ob sie einen oder mehrere Begleiter gehabt hatte und sie sah betroffen die alte Frau an.

„Wie lange bin ich hier, gute Alte?" fragte sie unsicher. „Ein fremder Ritter hat mich hergebracht, nicht wahr?"

„Ein fremder Ritter, edle Donna? Er ist nicht Euer Gemahl?" fragte erstaunt die Alte.

„Mein Gemahl — nein . . ."

„So seid Ihr etwa entführt, holde Senora, aus den Armen Eurer Eltern gerissen? . . ."

„Nein, nein, gute Frau, strengt Euren Kopf nicht mit Errathen an," sagte ungeduldig Maria. „Ich

fürchte ich bin eine Gefangene — ruft mir den Ritter."

Die Alte folgte sogleich Maria's Befehl und eine Minute später stand der Ritter vor ihr. Maria hatte eine zornige Frage auf den Lippen, über die sonderbare Art der Gefangenschaft, in welcher sie sich befinde, aber ohne daß sie es wußte, schmolz der Zorn hinweg vor dem eigenartigen Wesen dieses Mannes. Es war etwas Imposantes, Stolzes, selbst Herrisches in seiner Art, aber dabei so vollständige und weiche Hingebung an den Moment und an die Frau, welche das Interesse des Moments erregte, daß daraus ein Zauber der seltensten Art entstand, ein Zauber, welchen später in der Gestalt Franz des Ersten, die Frauen fast ein halbes Jahrhundert lang, und selbst die Zeit in ihrer gesellschaftlichen Färbung empfinden sollten.

Der Ritter stand schweigend vor Maria, nur sie anblickend und ihre Anrede erwartend.

„Ich danke Euch für Euer Geleit bis hierher, Herr Ritter," sagte Maria, „obwohl ich Euch für den Dienst mein Leben gerettet zu haben, nicht danken kann. Ich suchte den Tod weil ich den Fall Spaniens nicht überleben kann und Niemand hatte ein Recht mich daran zu verhindern."

„Kein Recht — und dennoch ein Recht, Madonna. Ein höheres, als das der Person allein; ein

Recht, welches mit der Zukunft zweier großen Staaten auf das Innigste verknüpft ist. Seit einem Jahre ruht das Schicksals Spâniens auf der Thatkraft einer kühnen Frau; Frankreich, welches schon jetzt Ursache hat Kaiser Carl zu hassen, sendet mich an diese Frau um ihre Freundschaft zu suchen. Giebt es einen natürlicheren Bund, edle Senora? Ihr gebraucht Hülfe um Spanien vor der Despotie zu schützen, welche König Franz Euch bietet. Frankreich sucht am Nachbarstaat einen Bundesgenossen, an Euch, deren Muth er mit Bewunderung gefolgt ist, am Bunde der Comuneros —"

„Der nicht mehr existirt," sagte Maria traurig. Ihr überschätzt, Ritter, Ihr überbrückt mit Illusionen den Abgrund, in den ich längst sehenden Auges geblickt habe. Es scheint ein Verhängniß zu geben für die Völker, wie für die Individuen. Spanien ist ihm verfallen und vielleicht nach Jahrhunderten erst, wenn der Schritt der fremden Dynastien zermalmend über sein Glück und seine Wohlfahrt dahingeschritten ist, wird ihm aus der tiefen Noth die Kraft erwachsen, wieder aufzustehen als Nation. Ich sehe keine Hülfe, ich habe keine Zukunft mehr — sagt König Franz meinen Dank und laßt mich meinen einsamen Weg vollenden . . ."

Der Ritter augenscheinlich lebhaft beunruhigt näherte sich Maria mit bittendem Blick.

„Euch zurückzuhalten habe ich keine Macht, noch würde ich sie je gebrauchen, Madonna —“ sagte er, mit der freimüthigen Ritterlichkeit die sein Wesen charakterisirte, „ich biete Euch sichres Geleit wohin Ihr gehen wollt, aber zugleich beschwöre ich Euch, weist nicht die letzte Hülfe, die sich Euch bietet, nutzlos von Euch!“

„Wenn ich nur an diese Hülfe glauben, nach irgend einer Seite noch Rettung sehn könnte ....“ murmelte Maria nachdenklich.

„Redet mit dem König Franz, gnädige Frau,“ sagte dringend der Ritter.

„Wo ist der König?“

Ein eigenthümliches Lächeln zuckte über das Gesicht des Fremden. Die Sonne fiel in diesem Augenblick voll auf seine hohe Gestalt, Maria welche ihn anblickte mußte wie geblendet die Augen wegwenden.

„Der König sitzt in seinem düstern Pyrenäenschloß, harrt voll Ungeduld der Entwicklung der Dinge in Spanien und erwartet Euch. Zwar hat er Gesellschaft dort, aber sie vermag nicht mehr ihn zu fesseln, voll Lebhaftigkeit wie Ihr, verzehrt ihn die Unruhe. Er verpflichtete mich zur höchsten Eile bei der Rückkehr — der Reisewagen harrt — Könnt Ihr Euch entschließen, Madonna?“

Er streckte die Hand aus um sie zu geleiten.

Maria stand zögernd.

„Denkt an Euer Werk, edle Frau, und daß bis ans Ende ausharren heißt: jedes Mittel zur Rettung versuchen — —"

„Nun denn, ich will versuchen, Ritter, und folge Euch."

Die Rosse stampften ungeduldig den Boden, der Reisewagen hatte bald den stillen Park verlassen und rollte bis Mittag ungehindert am Rande des Waldes dahin. Dann aber wurden die Reisenden durch einen doppelten Umstand aufgehalten, der sie zum Berathen nöthigte. Zuerst fing jetzt der Wald an sich in unabsehbarer Ausdehnung nach Osten und Westen auszustrecken, während sie ihren Weg nach Norden zu nehmen hatten, um in kürzester Frist ihr Ziel zu erreichen.

Um keinen Umweg zu machen, sahen die Reisenden sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Reise zu Pferde fortzusetzen, aber hier bereitete der andere Umstand ihnen ein Dilemma. Der Forst schien von Jagdlärm durchzogen, fernes Hundegebell und Jagdsignale ertönten und am Rande des Waldes schimmerten die Zinnen und Thürmchen eines Jagdschlosses durch die Bäume. Der Ritter schickte einen der Diener aus, um Erkundigungen einzuziehen und dieser kehrte bald mit einer Miene zurück, als habe er Unerhörtes sich begeben sehn.

„Seigneur," rief er mit unverholener Aufregung,

„es ist eine Jagdpartie des Kaisers Carl und er ist selbst dabei!“

Maria und der Ritter sahen einander betroffen an. Das höchst Seltsame dieses Zusammentreffens mußte sie beide lebhaft berühren. Sie waren im ersten Augenblicke versucht, der Nachricht keinen Glauben zu schenken, aber der Bote hatte einen Reitknecht des Kaisers selbst angetroffen und ausgeforscht, und wenn sie die Möglichkeiten berechneten, so lagen dieselben ziemlich nahe. In Wirklichkeit hatte die Nachricht ihre vollkommene Richtigkeit. Carlos, nachdem alles Gepränge der Kaiserwahl in Deutschland beendet, war in Barcelona gelandet und hatte sich, da er durch Adrian von dem schlimmen Stand der Angelegenheiten in Spanien unterrichtet war, mit seinem Gefolge auf die Reise nach Toledo begeben. Da er aber ein leidenschaftlicher Jäger war und es in den wilden Pyrenäenwäldern noch seltneres Wild zu jagen gab, als in den bereits kultivirteren deutschen Forsten, so machte er oft Halt, um sich seiner Lieblingsneigung zu überlassen und entfernte sich oft so weit und sorglos von seinem Gefolge, daß dieses große Mühe hatte, ihn wieder aufzufinden.

„Was nun beginnen?“ fragte Maria ihren Begleiter, den sie gespannten und blitzenden Auges nach dem Jagdschlosse hinüber blicken sah.

„Ich denke, wir verfolgen unsern Weg durch den

Wald, wenn es Euch recht ist zu Pferde, Madonna. Ein Aufenthalt wäre für uns nicht wünschenswerth und könnte noch leichter zu Begegnungen führen."

Ein Gemisch von Empfindungen kräuselte seine Lippen zu einem eisigen Lächeln, das Maria zum ersten Mal in diesem ausdrucksfähigen Gesichte bemerkte und nicht ganz zu deuten vermochte.

Leichter verständlich mußte ihm der Sturm von Erregung sein, welcher Maria bei der Nachricht von der Nähe des Kaisers erfaßte, des Mannes der in ihr den Schmerz um das Vaterland nicht allein, sondern jedes persönliche Gefühl aufwühlen mußte.

Sie bestiegen ihre Pferde und ritten schweigend neben einander hin, die Richtung nach Norden einschlagend. Einer der Reitknechte folgte ihnen in einiger Entfernung, während der andre bei dem Wagen zurückblieb. Er war stark bewaffnet und auch die Pistolen, welche der Ritter und Maria in ihren Satteltaschen trugen, waren zuvor scharf geladen. Aber nicht die Gefahr war es, welche sie fürchteten; — es giebt gewisse bedeutende Naturen, in welche die Furcht keinen Eingang finden kann, weil sie immer genau wissen, für welchen Preis sie ihre Person oder ihre Existenz einsetzen. Der Wald war still, die Jagd schien sich nach einer andern Richtung hin entfernt zu haben, nur mattes Gebell drang dann und wann zu ihnen und sie ritten lange Zeit unter den hohen Wölbungen

der Bäume hin, ohne daß ein anderes Geräusch als die Bewegung eines aufgeschreckten Wildes die Ruhe unterbrochen hätte.

Die Sonne begann zu sinken, sie glaubten sich längst außerhalb des Bereiches der Jagd und der Ritter, welcher fürchtete, daß der angestrengte Ritt Maria zu sehr erschöpfen möchte, faßte den Zügel ihres Pferdes, um es neben dem seinen in langsamerem Schritt gehen zu lassen. Er befahl dem Reitknecht, nicht mehr an Gefahr denkend, ihnen vorauszueilen, um in einem Forsthause am jenseitigen Rande des Waldes, wo neue Dienerschaft ihrer warten sollte, die Vorbereitungen für die Bequemlichkeit der Senora zu treffen.

Sie hatten das Schweigen selten unterbrochen, Maria zu sehr beschäftigt mit ihren eignen Gedanken, der Ritter aus irgend welchem Grunde sich Zwang auferlegend und stets nur bemüht, in Maria den eignen Wunsch, die Reise fortzusetzen, wach zu erhalten.

Plötzlich jedoch, als sie eben eine Lichtung des Waldes betreten hatten, traf unerwartetes Geräusch ihr Ohr. Ein Rascheln im Forst, ein Zerbrechen von Gezweig, ein jäher Sprung — und hervor aus dem Gehölz brach ein mächtiger Hirsch, verwundet, eine breite Blutspur hinter sich lassend, aber doch noch kräftig genug, um in wilder Flucht weiter zu jagen und zwar in der Richtung gegen Maria's Pferd, das

sich steil aufbäumte. Ein einziger Augenblick noch und das riesige Geweih verwundete Maria tödtlich, als der Ritter seinen Hirschfänger aus der Scheide riß und dem königlichen Thiere den letzten Stoß versetzte, so daß es in majestätischem Fall zu seinen Füßen zusammenbrach. Aber der Jäger folgte. Er sah noch Maria's bäumendes Roß und die letzten Zuckungen des herrlichen Thieres, aber er stand zugleich dem Fremden gegenüber, der anstatt seiner das Messer in das Herz des edlen Wildes getaucht, unerhört in sein Jagdrecht eingegriffen hatte. Maria sah ihren Beschützer, völlig hingenommen von der Aufregung des Augenblicks und gänzlich unbekümmert um einen neuen Ankömmling, über den Hirsch sich beugen, Maria aber erkannte auch blitzschnell, zweifellos in dem unbärtigen, knabenhaften Manne, welcher jetzt mit zorniger Miene zu der prachtvollen Gestalt des französischen Ritters auffsah, den Kaiser Carl.

Ein Schatten legte sich über ihre Augen, die furchtbarste Versuchung ihres Lebens trat an sie heran, ihre Hand irrte zu den Pistolen im Halfter. Der König des Waldes lag zu ihren Füßen niedergestreckt; ein einziger Schuß und ein andrer König, der Todfeind Spaniens, der Mörder ihres Glücks, sank neben ihn hin, das Blut des schuldigen Opfers dem unschuldigen mischend. Ein einziger Schuß und Spanien

war frei, ihr Gemahl war gerächt, die ungeheure Blutschuld abgetragen.

War es nicht ihre Pflicht als Tochter des unglücklichen Volkes, das kommende Elend von ihm abzuwenden? War sie nicht als Zeugin seines Willens und seiner großen Vergangenheit gebieterisch als Rächerin dazu berufen? Glich nicht der Zufall, der ihr, auf den Trümmern ihrer letzten Hoffnungen jetzt dem Feinde gegenüber, die Waffe in die Hand drückte, einer höheren Stimme?

— — — — — — — — — — —

Maria stöhnte auf unter dem Kampf der schwarzen Gewalten, die gegen sie aufstanden — aber die Furien hatten keine Gewalt über dieses Herz .... ihr Pferd herumwerfend, floh sie vor ihnen, vor sich selbst; schaudernd vor der Versuchung, vor dem Morde und dem Anblick des Feindes. Der Kaiser war gerettet. Die beiden Männer blieben allein zurück. Ohne einander zu kennen, standen die beiden Rivalen um die Kaiserkrone, die beiden jungen Herrscher der mächtigsten Staaten Europas, standen Kaiser Carl und König Franz von Frankreich sich gegenüber und maßen einander mit zornigen Blicken. Fühlten sie schon jetzt den persönlichen Haß, welcher Beiden das Leben so heiß verbittern sollte? Hatten sie schon jetzt Lust, einander zu dem Zweikampf herauszufordern,

der später so lebhaft das Interesse von Europa erregte? Jetzt war es nur ein edles Wild, welches als Gegenstand des Streites zwischen ihnen lag, später sollte fast ein halbes Jahrhundert lang um das Schicksal der Völker zwischen ihnen in mörderischen Schlachten gerungen werden.

Hatte König Franz eine Ahnung, wer der Jäger sei? Die drohende und stolze Miene, mit welcher er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete, ließ es vermuthen, wenn er sich auch hier, wie Maria de Padilla, zum Schweigen verurtheilt sah. Er betrachtete nicht ohne einen Anflug von Spott die unschöne Gestalt des Kaisers im Jägerkleide, wie Tizian sie uns aufbewahrt hat, und die abstoßenden Züge, welche der Zorn noch entstellte.

Carlos unterbrach bei Maria's Flucht plötzlich die heftige Anrede, mit der er den Fremden über seinen Eingriff zur Rechenschaft gezogen hatte, und sah ihr gespannt nach.

Kaiser Carl war bekanntlich mit einer gewissen kalten Leidenschaft empfänglich für Frauenschönheit, jene der Reiterin überraschte ihn auf das Lebhafteste.

„Wer ist jene Frau?" fragte er.

„Es ist die Dame, Senor, deren Sicherheit mich nöthigte, in Euer Jagdrecht einzugreifen," sagte Franz kalt.

„Ihr Name?"

Der König antwortete nicht. Von der feinsten Chevalerie, welche ihm, dagegen Carlos keineswegs eigen war, erschien ihm die Frage äußerst kühn.

„Ihr Name?" wiederholte ungeduldig der junge Kaiser. Franz biß sich zornig auf die Lippen.

„Ich bin nicht daran gewöhnt, nach dem Namen der Dame gefragt zu werden, welche von mir begleitet wird; mag dies in Flandern Gebrauch sein, in Spanien nicht!" sagte er sich vergessend in unverholenem Zorn.

Jetzt sah Carlos seinerseits ihn überrascht und scharf an. Obwohl er sein Vaterland Flandern außerordentlich liebte, wußte er doch genau, einen wie gehässigen Klang der bloße Name in Spanien habe und fühlte, äußerst mißtrauisch wie er war, die Beleidigung sogleich heraus.

„Kennt Ihr mich, Ritter?" fragte er in eisigem Ton.

„Noch nicht," erwiederte Franz doppelsinnig, die Hand an seinen Degen legend, denselben vielleicht, den er später bei Pavia in die Hände des Siegers überliefern mußte. Sein heftiges Temperament trieb ihm heiße Blutwellen nach der Stirn, ein Umstand jedoch hielt ihn von der gefährlichen Lust, dieses verhängnißvolle Zusammentreffen länger auszudehnen, zurück: der verhallende Hufschlag von Maria's Pferde. Er schwang sich auf das seine, verbeugte sich leicht gegen den Jäger und flog davon. In wenigen Mi-

nuten erreichte er Maria. Sie erschien ihm noch viel bleicher als zuvor und von so matter Haltung, daß es ihn lebhaft erschreckte.

„Erkanntet Ihr den Kaiser, Ritter?“ fragte sie mühsam.

„Ich glaubte ihn zu erkennen, Madonna,“ sagte Franz, aber bei der außerordentlichen Beweglichkeit seines Temperaments schon unmittelbar nach der Begegnung froh, seine Gedanken von dem Manne abwenden zu können, den er haßte und der Frau zuzuwenden, für welche er heiß aufkeimende Leidenschaft fühlte. Dennoch besaß er, trotz seiner Jugend, feine Frauenkenntniß genug, um sich klug zu zwingen, sein Geheimniß Maria gegenüber bis zur Ankunft zu verbergen, ja noch zurückhaltender zu scheinen als zuvor. Wenn es nirgend ein Mittel gab, Maria's Vertrauen zu erhöhn, so war es dies. Sorgsam den Schritt ihres Pferdes beachtend, versuchte er so schnell als möglich mit ihr das Asyl der nächtlichen Ruhe zu erreichen, wo neue Dienerschaft mit Bequemlichkeiten aller Art sie erwartete, aber er zeigte sich nicht anders um sie bemüht, als der Arzt um eine von ihm sorgsam gehegte Kranke.

Am folgenden Tage endlich überstiegen die Reisenden auf sichern Gebirgspferden, und jetzt, da keine Gefahr der Entdeckung mehr drohte, von einem zahlreicheren Gefolge begleitet, den Paß der Pyrenäen

und am Nachmittag erblickte Maria die Zinnen des königlichen Lustschlosses, in welchem, wie sie glaubte, König Franz sie erwarte.

Zwölftes Capitel.

König Franz.

Maria näherte sich dem Portale und es begreift sich, daß sie den Gebieter des schönen Pyrenäenschlosses nicht sogleich erblickte, ja daß auch unter irgend welchem Vorwande der Ritter bei der letzten Station zurückgeblieben war, um nicht ihr sogleich verrathen zu werden. Dagegen erwartete sie ein solcher Troß von Dienerschaft und mit so ausgesuchten Ehrenbezeugungen, daß der Umstand Maria nicht auffiel und eben so wenig die Meldung des Majordomo, der König werde noch heute von einem mehrtägigen Jagdzuge zurückerwartet.

Bevor Maria den Fuß auf die breite Steintreppe setzte, welche die geschmackvolle Façade des Schlosses zierte, fiel halb zufällig ihr Blick nach Oben und hier bemerkte sie in einem der breiten Bogenfenster hinter

ihrem Fächer hervorlauschend, das lieblichste Frauenantlitz, welches jemals ihr Auge berührt hatte, bleich, von goldenen Locken eingerahmt und gespannt zu ihr niedersehend. Doch zog die Dame sich sogleich zurück, als ihre Augen einander berührten. Maria trat ein und überließ sich der Begleitung der dienenden Frauen, die sie in eine Reihe von prächtigen Gemächern führten und sie mit den ausgesuchtesten Bequemlichkeiten überhäuften.

Maria hatte in der übergroßen Erschöpfung, die sie fühlte, kein Auge für den raffinirten Luxus, der sie umgab, sie sank auf ein Ruhebett und verfiel von Neuem in einen ohnmachtähnlichen Schlaf. Der Arzt und diesmal der wirkliche und gelehrte Arzt des Königs Franz, trat wenige Minuten darauf an ihr Lager, ohne von ihr bemerkt zu werden und hatte volle Muße, die Kranke zu beobachten. Ein feiner Kenner seines Königlichen Gebieters sah er ihre Jugend und die regelmäßige imposante Schönheit ihres Angesichts wie ihrer Gestalt nicht ohne ihre volle Bedeutung für des jungen Königs schönheitstrunkenes Auge und er schüttelte mit feinem Lächeln das Haupt.

„Arme Françoise, Du warst eine kurze Zeit so glücklich hier, das ist ein neuer gefährlicher Stern, der aufsteigt,“ murmelte er.

Den Frauen die zarteste Sorge für die Kranke anempfehlend, verließ der Arzt das Gemach, um den

König zu begrüßen, der von dem vermeintlichen Jagdzuge zurückkehrend, so eben in den Schloßhof gesprengt war.

Maria erwachte spät am Abend, gestärkt wie nach einer Krisis, aus welcher die stählerne Kraft der Jugend sie gerettet hatte. Zwar legte eine fieberische Aufregung fliegendes Roth über ihre Wangen und ein fast versengendes Feuer in ihre sonst so milden Augen; aber ihre Gedanken waren gesammelt und klar und sie wünschte jetzt lebhaft, sich mit dem Könige zu unterreden.

Ihrem Wunsche war zuvorgekommen, bevor sie ihn ausgesprochen hatte. Ein junger Page, schön wie der Morgen, fein, schmiegsam, gewandt, als sei er von Venus und Amor zum Boten erlesen, trat bei ihr ein, um ihr, nebst einem Strauß prachtvoller Rosen die Bitte ihres Königlichen Gebieters vorzutragen, sie noch an diesem Abend zu sehen.

Maria, obwohl bei ihrem äußerst feinen Gefühl lebhaft befremdet über diese Art und Weise, eine politische Unterredung einzuleiten, folgte dennoch dem Pagen zu dem Gemach, wo sie den König erwarten sollte. —

Franz [3]) seit den Unruhen in Navarra in dieses Schloß gekommen, um in nächster Nähe den Stand der Angelegenheiten beobachten und die günstige Chance zu benutzen, führte hier mit seiner feinen und gra-

zieusen Schwester Margarethe den glänzendsten Hofstaat, um die Langeweile des Wartens zu betrügen.

Eine kurze Weile war dies gelungen. Denn unter dem anmuthigen Kreise von Damen, welche Margarethe mitgebracht, war auf des Königs Verlangen Françoise seine reizende Geliebte, die so gefeierte und später so unglückliche Gräfin von Chateaubriand.

Aber in diesem großen Kreise von glänzenden Männern und Frauen, die hier ihre Tage in heitrer Lust vertändelten, waren es grade diese Beiden, welchen die Quelle des ersten heißen Glücks bereits getrübt war, dem flammenden und unbeständigen jungen König durch Ermüdung an der allzuschmachtenden und hingebenden Liebe der Gräfin, wie solche Männercharactere sie weder verdienen noch ertragen; der lieblichen Françoise dagegen durch die verzweiflungsvolle Ahnung ihres Geschicks.

Ihre zunehmende Traurigkeit und ihre leisen Vorwürfe hatten den stürmischen Sinn des Königs nur ungeduldiger gemacht; er liebte sie noch, aber er war nicht mehr mit seiner Phantasie an sie gefesselt. Der Name Maria de Padilla's, der kühnen, denkenden, heldenmüthigen Spanierin, der längst über die Grenzen Spanien's hinausgedrungen war, berührte ihn mit diesem Klange magisch und eine solche Frauengestalt neben der verschwimmenden Weiche Françoise's reizte ihn unwiderstehlich.

Sein Haß gegen Cral nach der Kaiserwahl, die Hoffnung, Verbindungen mit den aufrührerischen spanischen Städten zur Wiedergewinnung Navarra's ausbeuten zu können, vor Allem aber die Lust zu Abenteuern, die ganz im Geist der damaligen jungen Ritterschaft und vorzugsweise in des Königs Neigung lag, reizten ihn zu dem tollkühnen Wagniß, dessen Resultat der Leser kennt.

Maria trat, von dem Pagen geleitet, in ein Gemach, das von narkotischen Blumen duftend, unter dem purpurnen Schein gedämpfter Lampen in sanfter Dämmerung lag und ließ sie allein. Eine lange Reihe von strahlend erleuchteten Zimmern öffnete sich ihrem Blick, in deren letztem sie eine Gesellschaft von Herren und Damen versammelt sah, die in anmuthigen Gruppen saßen und standen und von jungen Pagen bedient wurden.

Den Mittelpunkt nahm auf einem erhöhten Sitz des Königs Schwester Margarethe ein, schon damals berühmt in der Kunst des Er ählens und als Meisterin der geselligen Grazie. Vor ihr erkannte Maria die Dame, welche ihr Blick schon am Fenster gestreift hatte, obwohl sie die zarte Gestalt jetzt nur durch die goldenen Saiten einer Harfe sehen konnte, hinter welcher sie saß. Aber das glänzende Haar, selbst wie gesponnenes Gold ihr Haupt umwallend, machte sie zweifellos von den andern Damen kenntlich. Es

war Françoise. Ihr Gesicht war fein und blaß, von jenem Zuge leiser Schwermuth, welcher so leicht die Sympathie gewinnt, die hellbraunen Augen, von langen goldigen Wimpern, wie von einem Schleier beschattet, blickten unruhig nach dem hohen Portal der Thür, durch welche der König eintreten sollte, nur zuweilen irrten ihre weißen Finger wie mechanisch über die Saiten, ihnen leise Klänge wie der Aeolsharfe entlockend. Ihre Gestalt war fast ätherisch zart, die Formen kaum frauenhaft, als habe sie dem herrlichen Gemälde der Semele in den Armen des Flammengottes, welches ihr gegenüber hing, als Urbild gedient.

Sie trug ein fließendes weißes Kleid, duftig wie aus Nebel gewebt und ihr einziger Schmuck bestand in einem Stern von Brillanten, den Franz an ihrer Brust befestigt hatte.

Ihr Bruder, Odet von Foix, der tapfere Kriegsheld und aus eigenem Interesse eben so lebhaft an der Wiedereroberung Navarra's betheiligt als der König, hatte ebenfalls das Schwert hier abgelegt und zu den Füßen Margarethens, als ein neuer Herkules, spann er Liebesnovellen und schmiedete Verse. Munter flatterten zwischen ihnen im Saale, wie ein Schwarm schillernder Falter, die anmuthigen Hoffräulein, welche die lebenslustige Margarethe hierher geladen hatte und gaben den jungen Rittern mit

Lippen und Augen Räthsel zu lösen, bis endlich, vielleicht unbewußt, angesteckt von der fiebernden Unruhe Françoise's, die Frage auf Aller Lippen sich drängte: Wo bleibt der König?

„Wo bleibt der König?“ dachte auch Maria, als sie eine Weile in dem Gemache allein, die Gesellschaft von ferne betrachtet hatte.

Jetzt öffnete sich schnell eine Thür und aus den hell erleuchteten Räumen trat, mit der Hand den Vorhang, welcher dies Gemach von jenen trennte, fallen lassend, König Franz. Er trug einen Anzug von seegrünem Atlas über Silberbrocat gebauscht, der sich nicht ohne Koketterie seiner herrlichen Gestalt knapp anschmiegte, über der Brust hing unter der Spitzenschleife eine goldene Kette herab bis zu dem smaragdbesetzten Degengurt.

Sein Adlerblick, welcher das scharf geschnittene Profil beherrschte, heftete sich auf Maria und seine Hände streckten sich ihr aus Manschetten von Brabanterspitzen entgegen. Das Ritterliche seiner Erscheinung war ganz zurückgetreten vor der genuß- und liebesuchenden Hingebung dieses seltsamen Characters, der sich immer ganz dem Augenblick ergab.

Maria war wie vom Blitz getroffen. Konnte sie einen Augenblick zweifeln, trotz des völlig veränderten Kostüms, daß der fremde Ritter, welcher sie geleitet hatte, vor ihr stand? Es war ein gewisses

imposantes Etwas in dieser Persönlichkeit, das nur mit sich selbst verglichen werden konnte, und ohne welches Maria sich vielleicht nicht hätte bestimmen lassen, dem Ritter zu der Unterredung mit dem König Franz zu folgen. Aber konnte, wollte sie durchblicken lassen, daß sie ihn erkenne und wozu dieses ganze, fein bedachte Spiel? Maria berührte nur einen Moment mit ihren Fingerspitzen die seinen und trat einen Schritt zurück.

Von ihrem ersten Eintritt in dieses Schloß bis zu dieser Begrüßung trat ihr in der Art des Empfanges ein Ton entgegen, der sie befremdete und wenn nicht verletzte, so doch in Bezug auf sie lebhaft beunruhigte.

Maria wünschte sogleich und klar die Fragen zu berühren, die ihren Geist allein beschäftigten, während Franz gehofft hatte, mit den Grazien der Jugend und Lust zuerst ihre Einbildungskraft gefangen nehmen zu können.

„Willkommen, edle Senora," sagte der König mit jenen einschmeichelnden Lauten, die ihm so schnell die Frauenherzen gewannen. „Nur meine Bewunderung kommt meiner Freude gleich, Euch hier zu sehen."

„Ich erwarte die Vorschläge für mein unglückliches Land zu hören, mit welchen Ihr mich bewogt, Eurem Abgesandten zu folgen, Königlicher Herr,"

erwiderte Maria sich verbeugend, wie es die damalige strenge Sitte der Höfe erforderte.

„Nicht so, Madonna,“ sagte der König, ohne direkt auf ihre Worte einzugehen. „Wir sind hier nicht im Königreiche Frankreich, wir sind in einem Reiche der ländlichen Freiheit, der dichterischen Lust, wo keine Gesetze gelten, als jene der Grazie, der Schönheit und des Vertrauens, wo meine Schwester im Kreise ihrer Nymphen sanft das Scepter führt und es willig und bewundernd wie ich, in Eure Hände niederlegen wird. Ruht heute von den Anstrengungen der Reise, schöne Frau, Ihr seid noch leidend, verschönt heute mit Eurer Gegenwart unsern Kreis und laßt dem ernsten Gespräche Zeit bis morgen. Man erwartet uns, nehmt meinen Arm ....“

Maria zögerte.

„Es war nicht so, Sire ...“

Franz nahm schnell ihre Hand und küßte sie.

„Es war nicht so, Madonna, daß Ihr den König von Frankreich zu finden glaubtet, aber,“ setzte er leise und glühend hinzu, „auch ich konnte Eure Macht nicht ahnen! Verzeiht — wendet Euch nicht ab — Seht, wie ich kämpfe — Euer eigener Mund nur kann mich lossprechen von der Schuld dieses Bekenntnisses — Maria ....“

Er beugte sich über sie. Maria schwieg und versuchte bebend ihm ihre Hand zu entziehn. Es

war, als ob elektrische Funken von ihr ausgehend, glühend sie durchzuckten und ihr die Fähigkeit des freien Handelns raubten. Franz sah ihre sprachlose Bewegung und dasselbe, was ihn in Françoise's Character ungeduldig machte, entzückte ihn bei Maria, ja es würde ihm die Besinnung geraubt haben, wenn nicht im nächsten Augenblick Maria wieder vollständig Herrin über sich selbst gewesen wäre.

„Man versprach mir Schutz —" flüsterte sie.

„Schutz unter meinem Dache, Schutz vor mir selbst, ja, und nicht umsonst appellirt Ihr an das Gastrecht, Madonna," sagte der König, gewaltsam sich fassend.

Einige Minuten später befand sich Maria, von Franz geführt, inmitten der strahlenden Gesellschaft. Wie wenig dies auch zu ihrer Neigung paßte, einem Manne wie Franz war nicht leicht, selbst von Maria nicht, zu widersprechen.

Es folgte einer jener Abende des höchsten geselligen und schöngeistigen Raffinements, wie jene Zeit, und vorzugsweise Margarethe von Navarra es zur Blüthe gebracht hatte; Schäferspiele, Dichtung, Musik, Wortspiele, Zärtlichkeit, Witz, und das Alles zierlich sich schlingend um die Liebe als Zeitvertreib, als Kunst, wie zu den Zeiten Ovid's, oder als Leidenschaft, wie in dem Flammengotte dieses kleinen Reiches: dem König.

Margarethe überschüttete Maria mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit. Eingeweiht in alle Pläne ihres Bruders und sie theilend, wußte sie genau, wie viel in Bezug auf Navarra daran lag, diese Frau zu gewinnen, die, mit Truppen unterstützt, leicht wieder den größten Anhang in Spanien gewinnen konnte, und sie feierte sie mit Franz als Königin des Abends. Selbstverständlich thaten auch dies die Herren und Damen, die schimmernden Wandelgestirne, welche sich um die Hofhaltung der königlichen Geschwister drehten, und selbst die Gräfin von Chateaubriand, um ihrer und ihrer Brüder Erbansprüche in Navarra, auch lebhaft an der Frage betheiligt, kam ihr mit größter Anmuth entgegen. Maria fühlte Sympathie für die überaus reizende Frau. Wie sie, in der Einsamkeit erzogen und erst später in den Glanz des Hofes und der großen Welt versetzt, hatte sie die Schätze des Herzens unzersplittert bewahrt, und als sie zur Harfe sang, so süß und so traurig, so weltvergessend mit ihren Augen an des Königs Gestalt hängend, fühlte Maria mit dem feinen Errathen der Frau, daß Françoise von dieser Liebe leben oder durch sie sterben müsse. Und eben so lebhaft flog Maria ihre dankbare Neigung zu, denn wie hätte es den Blicken der liebeskranken Frau entgehen können, daß Franz sich um die schöne Spanierin auffallend bemühe, und daß diese es fein aber bewußt zurück-

weise. Wer kannte wie sie die weichen Töne seines Wesens, die verführerischen Laute seiner Stimme, seine verstrickenden Liebesworte, die Gluth seiner Augen und konnte gleich ihr in schwindelnder Erinnerung fühlen, wie unmöglich es sei, ihm zu widerstehen?

Als in später Stunde Margarethens blumenbekränztes Scepter das Zeichen zur Trennung gab, näherte Franz sich Maria, um sie durch die Reihe erleuchteter Zimmer und Gallerien des Schlosses bis zu ihrem Gemach zu führen, wie er es die Gräfin zu thun pflegte. Françoise, welche in ihrer unmittelbaren Nähe stand, erbleichte, und Maria sah sie so heftig zittern, als ob sie den Augenblick nicht überleben könne. Maria, mit einem milden Blick, welchen der König wohl verstehen mußte, legte ihren Arm, anstatt in seinen, in jenen der Gräfin, und sie mit sich fortziehend, während sie ihr Gespräch mit dem Könige ruhig fortsetzte, gewann sie das Herz der jungen Frau so ganz, daß diese sich, an der Thür ihres Gemachs in Thränen ausbrechend, stürmisch in ihre Arme warf.

Maria war allein, und in welcher Einsamkeit befand sie sich! Sie hatte sich an diesem Abende dem Feste nicht entzogen, weil sie sich fragen wollte, ob sie dem Leben noch angehören könne, ob, wenn auch in einem fremden Kreise, für sie möglich sein werde, es mit neuen Interessen zu beginnen? Jetzt wußte

sie, daß ein unüber steiglicher Abgrund liege zwischen ihr und der Welt; ihr Glück bei Juan im Grabe, ihre Hoffnung unter den Trümmern seines und ihres Werkes, daß die Jugend mit ihrer Lust, ihrem Lächeln und ihren Reizen für sie verloren sei und nimmer wiederkehre. Jetzt ahnte sie auch bereits, daß König Franz von Nebenzwecken geleitet worden sei, welchen gegenüber sie wachsam auf ihrer Hut sein müsse, und jetzt auch, vor dem Bilde Juan's und des lieblichen Wesens, dessen Thränen noch eben ihre Wangen benetzt hatten, warnte sie ihre Pulse und ihr junges, frisches Blut, der Anwalt ihres Urtheils zu sein, schloß sie der Phantasie die goldnen Thore, wehrte sie den heißen Stimmen, welche zu ihren Sinnen sprechen wollten, bat sie den Traum, sein Bild zu verschleiern. . . . .

König Franz, eben so fein und klug als leicht entflammt, wußte, daß er die entscheidende Unterredung mit Maria nicht über den folgenden Tag hinaus verschieben dürfe, er hatte zu deutlich durchgefühlt, daß ihre Phantasie sich wohl für einen Augenblick blenden aber nicht gefangen nehmen lasse.

Die Unterredung war kurz und, wenn dem Könige noch Hoffnung blieb, für Maria wirklich entscheidend.

Franz, um Maria volles Vertrauen wiederzugeben, ließ sie am folgenden Morgen in Gegenwart seines Lieblings Odet von Foix stattfinden. Schon

nach der ersten Viertelstunde, wo auf Maria's directe Fragen der König und sein Feldherr mit ihren Plänen klar zu Tage treten mußten, war für Maria über den Standpunkt, welchen sie einzunehmen habe, kein Zweifel mehr möglich.

Man bot ihr Truppen und Geld, ja, um in Spanien von Neuem die Fackel des Aufstandes zu entflammen und der Opposition gegen Carl kräftige Hülfe zu leihen *), aber man forderte als Lohn dafür — Navarra.

Der König verfehlte nicht, Maria jede der günstigen Chancen in helles Licht zu stellen, die aus der engen Verknüpfung der Interessen Frankreichs und Spaniens hervorgehen werde, aber ohne Maria's Blick täuschen zu können.

„Und Ihr wollt nicht versuchen, Euer Land zu retten, edle Senora?"

„Nicht um den Preis des Verrathes, Sire."

König Franz, wenig befriedigt von dieser Unterredung, hatte indessen wohl erwartet, daß ein Charakter wie jener Maria's nicht durch Vorspiegelungen zu bestechen sei und um ihretwillen sein unbändiges Temperament zur Geduld bezwingend, hoffte er, daß jeder der folgenden Tage ihn seinem doppelten Ziele um einen Schritt näher bringen werde. Maria da-

*) Historisch.

gegen hatte ihren Beschluß in anderer Richtung gefaßt und sie nahm die Aufforderung zur Jagd desselben Tages nur an, um ihn desto sicherer ausführen zu können.

Dreizehntes Capitel.

Das Fest der Diana.

Der majestätische Wald, welcher das Pyrenäenschloß umgab und sonst in tiefster Stille lag, erklang von der heitersten Jagdlust. Dienerschaft, prächtig geschirrte Pferde, die Meute der Hunde erwarteten auf dem großen Platz vor dem Schlosse die königliche Jagdgesellschaft. Der breite Altan vor dem Schlosse, von welchem zu beiden Seiten die Truppen hinabstiegen, war reich mit Orangerie geschmückt und mit purpurnen Teppichen behangen und dieser reichen Façade des Schlosses gegenüber öffnete sich der freie Platz zu einer unabsehbaren Avenue unter dem Dome uralter Bäume.

Der Herold gab mit schmetterndem Hornsignal das Zeichen, welches den auf dem Platze zerstreuten

Jagdtroß schnell sammelte und auch von den feingeschulten Thieren sehr wohl verstanden wurde.

Die königliche Gesellschaft erschien auf dem Altan, zuerst Margarethe, gefolgt von ihren Damen, in strahlender Anmuth. Immer das Leben als ein heiteres Spiel betrachtend, führte sie heute ihre holde Nymphenschaar als Diana, wie es so sehr im Geschmack der damaligen Zeit lag. Ein goldner Halbmond krönte ihre Stirn, die aber sehr viel weniger streng war, als jene ihrer olympischen Schwester. Ein goldbesäumtes Gewand schmiegte sich um die jugendliche Gestalt, das goldne Bandelier über der Brust schürzte das Kleid und hielt den Köcher mit Pfeilen. Nicht minder zierlich mit Phantasiewaffen und Kostümen aller Art geschmückt umringte sie ihre fröhliche Schaar, unmittelbar gefolgt von den glänzenden jungen Cavalieren, was mit Grund vermuthen ließ, daß die neue Diana mit ihren Nymphen den vorwitzigen Actäon weniger ungnädig empfangen und weniger hart bestrafen würde.

Der König führte Maria die breiten Treppen hinab. Wie seine Schwester im höchsten Grade der ausgelassenen Lebensfreude ergeben, war sein ganzes Wesen gehoben und durchleuchtet von Lust und in seinem prachtvollen Jagdanzuge, der ebenfalls bei weitem mehr dem heutigen Sinn des Festes als der damals noch sehr wilden Jagd in den Tiefen der

Wälder angepaßt war, sah er in der That außerordentlich schön aus. Nur die arme Françoise fehlte. Wie vertrauend und dankbar sie auch Maria's verstehende Rücksicht für sie aufgenommen hatte, fühlte sie doch sehr wohl, daß das glänzende Fest des heutigen Tages nicht ihr gelte und wie jedes liebeskranke Gemüth im Uebermaße empfindsam, hatte sie sich nicht entschließen können, daran Theil zu nehmen. Die Qualen dieser Liebe, an welcher sie zu Grunde gehen sollte, hatten begonnen. Der König, durch ihre Weigerung und ihre Thränen gereizt, warf keinen Blick zu ihrem Fenster hinauf, wohl aber Maria, die mit ihrem gütigen Herzen das der leidenden jungen Frau verstand und in dieser schönen Theilnahme Schutz vor der eigenen Erregung fand. Als sie am Fuß der Treppe ihre Hand aus jener des Königs zog, sah sie das bleiche Gesicht mit den goldnen Locken wie ein Schatten am Fenster vorüberhuschen und sie fand bald Gelegenheit, sich von der Person des Königs zu entfernen und sich der Gesellschaft Margarethens anzuschließen.

Der König und die jagdlustigsten der Cavaliere eilten jetzt auf flüchtigen Rossen davon, um die Spur des weißen Hirsches zu verfolgen, während Diana, unblutigeren Jagdspielen geneigt, nur dann und wann einen harmlosen Pfeil von ihrer Sehne schnellen ließ und es vorzog, mit ihren Nymphen die Waldbäche

und die sonnigen, süß versteckten Wiesenplätze aufzusuchen; vielleicht um den Actäon zu erwarten. Einige der jüngsten Nymphen schwärmten ab und zu, Kränze für ihre Herrin windend, die auf einem Blumenthron am Rande des Bergquells saß und den Hüfthörnern und Jagdsignalen lauschend, die ihnen die Richtung verriethen, in welcher ihre Cavaliere sich befanden. Diesen Augenblick benutzte auch Maria, sich unbemerkt zu entfernen. Sie hatte den ihr aufwartenden Diener zu bestimmen gewußt, an einer bezeichneten, nicht fernen Stelle des Waldes ihrer mit zwei Pferden zu warten, um sie zur nächsten spanischen Stadt zu geleiten. Denn obwohl sie vollkommene Freiheit hatte dies zu thun, wußte sie doch bestimmt, daß man jedes erdenkliche Mittel anwenden würde, sie zurückzuhalten, und eben so fest war sie entschlossen, keinem derselben nachzugeben. Sie wußte, daß die vom König angebotene Hülfe von ihr den Verrath fordere, sie wollte sich dem Zauber seiner Persönlichkeit entziehn, und sie sandte einen Gruß dem holden Geschöpf, das um ihretwillen gebangt hatte. Sie fand die Pferde und, sich in den Mantel hüllend, welchen der Diener gebracht, flog sie mit ihm in Blitzesschnelle davon.

Vierzehntes Capitel.

Die Hexe.

Maria erreichte, ihre Richtung nach Westen nehmend, mit dem Diener ungefährdet den nächsten spanischen Ort, und obwohl es bereits tiefe Nacht war, fand sie eine Fonda, um von dem anstrengenden Ritte auszuruhen. Sie schickte den Diener mit den Pferden sogleich zurück, um ihn womöglich der Entdeckung zu entziehen, jedoch wohl einsehend, daß auch sie ihren Weg ohne Verzug am andern Tage weiter nehmen müsse, wenn sie den Verfolgungen entgehen wolle, da nichts so lebhaft geeignet war, den jungen König Franz zu reizen, als ihre Flucht.

Die öffentliche Meinung des kleinen Ortes, der in unmittelbarer Nähe der Grenzfestung Pampelona lag, wo der Ritter Ignaz von Loyola im letzten Kampfe mit Franz um Navarra sich die durch ihre Folgen welthistorische Verwundung geholt hatte, war leicht zu erforschen. Sie concentrirte sich in der Person des dicken Wirthes der Fonda, und war sehr loyal. Seine Fonda war von je prädästinirt bei den königlichen Jagden in den Pyrenäen, schon zu Zei-

ten der prächtigen Isabella den Jagdtroß und die Dienerschaft aufzunehmen, welche gut bezahlte. Da er indessen Steuern und Auflagen auch unter jedem Herrscher zu zahlen hatte, so war ihm die Person desselben egal, wenn es nur ferner Lakaien und Hofjagden gab.

Die farbenstrahlenden Portraits der letzten Könige hingen in der Gaststube, und unter ihnen auch Kaiser Carl's Bruder, der von ihm verbannte und von den Spaniern so sehr geliebte Prinz Ferdinand, und Maria, welche genau wußte, daß und warum für Spanien das monarchische Princip das allein richtige sei, beklagte von Neuem, daß es nicht gelungen sei, diesem Prinzen auf den Thron zu helfen. Aber auch in dieser Richtung war jetzt nichts mehr zu hoffen. Als Juan de Padilla unter der Aegide der Königin Juana, und mit dem Testament Ferdinands zu Gunsten des Prinzen, welches in der That existirt zu haben scheint, in diesem Sinne kämpfte, glaubten die verwöhnten und stolzen Spanier noch nicht ernstlich an die Möglichkeit, daß ein Knabe ihnen verachtungsvoll und knechtend den Fuß auf den Nacken setzen würde, und auch die Schwarzsehendsten noch weniger an die Möglichkeit, daß von diesem Zeitpunkt an Spaniens Glanz und Ruhm unter despotischen Regierungen erlöschen werde, um erst 1868 unter dem Beifall Europas den Kampf wieder aufzunehmen,

in welchem die edelsten Häupter der Comuneros als Märtyrer gefallen waren.

Maria setzte ihre Reise fort, ohne sich in den kleinen spanischen Städten, welche sie berührte, zu erkennen zu geben, sie war ohne Furcht, aber auch ohne jede Hoffnung. Furcht kennt nur, wer das Leben liebt, und Hoffnung auf das Volk? Maria hatte, wie alle bedeutenden Menschen, einen viel zu scharfen Blick, und ein viel zu klares Urtheil über die niederen Schichten der Gesellschaft mit ihren niederen Interessen, als daß ihr in dieser Richtung eine Illusion geblieben wäre. Wie sollten diese nicht den Frieden mehr lieben, als den Krieg, der ihr Eigenthum zerstört, und ihre Säckel leert? Wenn die Großen, die Denkenden, die Mächtigen, die ideellen Rechte der Menschheit, welche mit denen der Nationen zusammenfallen, verleugnen, und eine große Sache aufgeben, um des materiellen Vortheils willen, wie anders sollte man es vom Volke erwarten!

Pampelona war von den Truppen des Grafen Haro besetzt. Maria wollte ihren Weg in westlicher Richtung zu der großen Straße fortsetzen, die nach Madrid und Granada führte; jetzt, wie sie fühlte, an der Grenze des Lebens, faßte sie das heiße Verlangen, noch einmal die segnende Hand ihres Vaters auf ihrem Haupte zu fühlen, und ihrer Mutter den Knaben in die Arme zu legen. Daß sie die Provinz

Guipuscoa berühren müsse, wußte sie freilich, aber nicht, daß sie sich auf geradem Wege nach dem Schloß Loyola befände.

Maria war den ganzen Tag in einer öden und felsigen Gegend geritten. Der Landmann, welcher sie mit seinen Pferden begleitet hatte, wollte gern zurückkehren, um vor zu später Zeit das heimathliche Dach wieder zu erreichen, und Maria, immer voll Rücksicht gegen Niedere, gestattete es ihm. Er hatte ihr genau die Richtung der nächsten spanischen Stadt beschrieben, um dieselbe in kürzester Zeit zu erreichen, und bald verhallte der Hufschlag seiner Pferde. Maria war allein in einer einsamen, tief melancholischen Gegend, wo alles Lächeln des Lebens aufgehört zu haben, alle Vegetation erstorben schien. Sie fühlte etwas wie Mitleid mit dem Elend eines Herzens, das sich mit Wollust dem Eindruck einer Umgebung hingeben konnte, in welcher das Schweigen und die Starrheit des Todes herrschte. Nicht mehr die Traurigkeit übermannte sie, wie in den Prachtsälen des Königs Franz, ihr ganzes Wesen war Resignation, sie hatte abgeschlossen mit der Zukunft und mit jeder Hoffnung. Auf einem Felsblock sitzend, überdachte sie ihr Leben wie ein fremdes, als sei sie schon ein abgeschiedener Geist, mit Juan vereint, und die Thätigkeit und Bewegung der Lebenden dringe nur noch wie ein Traum zu ihr heran. Keine Thränen kamen mehr in ihre Augen.

Thränen sind Linderung, und Linderung gab es nicht für ihre Schmerzen. Der Kelch, welchen Juan's Lippen nur berührt hatten, weil er hoffend starb, sie hatte ihn ausgetrunken bis auf den Grund, mit seiner bittersten Hefe, denn sie glaubte nicht mehr an ihr Volk.

Jung, blühend, mit allen üppigen Reizen ausgestattet, welche zur vollen Anwartschaft auf das Leben berechtigen, fühlte sie sich geistig so alt geworden, so entwachsen der Gegenwart, als sei in ihrem Vaterlande ein neues Geschlecht mit veränderten Organen erstanden, und sie allein aus einem vergangenen Jahrhundert übrig geblieben.

Die Dämmerung fing an, herabzusinken, Maria hatte es nicht bemerkt. Endlich begann sie zu frösteln, sie schaute umher, ein bleicher Mond stieg über der öden Landschaft auf, gespenstische Schatten werfend, zeichneten sich die niedrigen Felsgruppen von dem blaßblauen Himmel ab, die starren Formen der Cacteen, selbst wie aus Stein gewachsen, bekleideten die Abhänge, und unfruchtbares Erdreich, gelb wie Wüstensand, knisterte zu ihren Füßen. Sie wollte irgend einen Pfad nehmen, gleichgültig, wohin zuerst ihr Weg sie führe, als sie sich plötzlich leicht am Saum ihres Kleides festgehalten fühlte und niederblickte. Ein schwarzer Hund stand vor ihr, ein häßliches Geschöpf, das sich aber bittend an sie schmiegte.

Maria hatte ihm nichts zu geben, aber sie streichelte seinen Kopf, und das warme Leben berührte sie so seltsam, als habe sie es seit Jahren nicht mehr pulsiren gefühlt. Der Hund lief voran und unwillkürlich folgte sie ihm in der Meinung, daß er irgend einem Landmann gehöre, der seine Hütte in der Nähe habe. Aber der Weg wurde so lang, ohne daß sie eine solche erblickte, und die Gegend wurde so unheimlich wild und felsig, daß sie endlich unschlüssig stehen blieb. Der Hund stieß ein kurzes Gebell aus, kam zurück, zupfte sie an den Kleidern, und lief so lange hin und her, bis Maria einige Schritte machte. Sie glaubte jetzt fern ein kleines Licht schimmern zu sehen, und sie hatte sich nicht getäuscht, aber sie erblickte kein Haus. Der Schein kam aus einer Grotte oder Erdhöhle, und jetzt erschrak sie, weil sich nicht voraussetzen ließ, daß an einem so unheimlichen Orte andere Personen, als Räuber und Mörder ihr Versteck genommen hätten. Von dieser Befürchtung jedoch kam sie bald zurück, als sie den Fuß auf den Platz vor der Grotte setzte, denn auf jeder der kleinen Plateaus, welche von den umstehenden Felsen gebildet wurden, stand ein Kreuz, und ein Fußpfad, der bis zur höchsten Spitze führte, verband sie. Der Eingang zur Höhle war durch eine Holzthür verschlossen, welche ebenfalls ein großes Kreuz von blutrother Farbe darstellte, und in welchem die Nägel,

um das Opfer anzuschlagen, so spitz und glänzend steckten, daß es Grauen einflößte. Auf der Mitte des Platzes sah man in einer Vertiefung die Reste eines Feuers, und darüber ein Gerüst von so unheimlicher Gestalt, als sollte daraus ein Holzstoß errichtet werden, jedoch wie Maria später entdeckte, eine Art primitiver Kanzel.

Sie näherte sich jetzt dem Spalt der Thür, aus welcher der Lichtschein drang, und vor demselben stehend, konnte sie das Innere der ganzen Höhle übersehen. Es war ein mittelgroßer Raum, nur zum Theil künstlich aus dem Felsen gehauen. Im Hintergrunde brannte auf einem Heerde ein großes Feuer, und auf demselben brodelte in Kesseln, die auf drei zusammengesetzten Hölzern standen, ein Gebräu, aus welchem so starke Kräutergerüche aufstiegen, daß sie betäubend bis zu Maria drangen. Zur Linken auf dem Heerde saß ein großer schwarzer Kater schnurrend, und seine Haare sträubend, zur Rechten jetzt Maria's Begleiter, der magere Hund, welcher keineswegs, wie jene, eine Favoritenmiene zur Schau trug. Eine dreiarmige schwarze Lampe, von der Decke herabhängend, erleuchtete den Raum. Zur Linken sah man ein Mooslager mit einer härenen Decke und einem Crucifix darüber, gegenüber in Felsvertiefungen Flaschen, Retorten, Bücher und den Theil eines Todtengerippes. In der Mitte des Raumes ein Altar,

der aus weißschimmernden Menschenknochen aufgebaut war, und auf welchem ein pergamentnes Buch mit geschriebenen Lettern aufgeschlagen war. Daneben eine Dornenkrone, und auf der andern Seite eine Geißel.

Vor dem Heerde in dieser Hexenküche aber stand ein knöchernes Weib, das Gebräu beobachtend, und mit einem Stabe umrührend. Dann und wann drehte sie sich um, mit dem Finger Zeichen in der Luft beschreibend, und blätterte in dem Buche, leise dabei vor sich hin murmelnd. Dann konnte Maria ihr erdfahles Gesicht sehen, und die mageren Arme, welche aus dem Nonnengewande hervor standen, und während der Leser längst die Beata erkannt hat, sah Maria zum ersten Mal dieses gespenstische Wesen. Sie wollte sich zurückziehen, aber jetzt schlug der Hund an, und Beata sah nach der Thür. Da sie Niemand erblickte, zündete sie einen langen Kienspahn am Feuer an, und leuchtete hinaus. Maria stand vor ihr. Der Schein der Fackel fiel voll auf die beiden Gesichter, und einen schärferen Contrast zu zeichnen, würde unmöglich sein. Einige Minuten blieben Beide stumm, Auge in Auge, die Hexe stumm vor Erstaunen, denn sie erkannte Maria. In Toledo war es leicht, Maria de Padilla an öffentlichen Orten, oder in der Cathedrale zu sehen, und die Beata mußte immer einen besonderen Grund gehabt haben, so aufmerksam ihre Schönheit zu betrachten. Vor Allem

aber überraschte es sie bis zum Schreck, diese Frau überhaupt noch unter den Lebenden zu sehn.

„Was führt Euch her, Senora?" fragte sie mit ihrer klanglosen Stimme.

„Ich bin von ungefähr hierher gekommen," sagte Maria, unschlüssig, ob sie gehen oder bleiben sollte.

„Wollt Ihr einen Heiltrank? Seid Ihr krank?"

„Für meine Leiden habt Ihr keinen Trank; ich danke Euch — lebt wohl."

„Wohin wollt Ihr gehen?" fragte die Beata, weit mehr beunruhigt, als zu ihrer sonstigen Starrheit zu stimmen schien. Sie blickte aufmerksam nach einer Richtung, in welcher Maria ebenfalls Licht schimmern zu sehen glaubte, und da sie des Weges Niemand kommen sah, wandte die Nonne sich wieder zu Maria. Sie befand sich offenbar in großer Unschlüssigkeit, wie sehr diese auch mit ihrem sonstigen Wesen contrastirte.

Ungehorsam gegen Loyola's Befehle, dessen Schloß in geringer Entfernung lag, war sonst gewiß keiner ihrer Fehler, sie hatte genau seine Weisungen für die arme Luz gekannt, sie hatte seinen Zorn gesehn, als sie ohne Donna Maria de Padilla zurückkehrte; was hielt sie jetzt ab, sich ohne Weiteres Maria's Freiheit zu bemächtigen? Die Nonne verrieth die Absicht, gerade das Gegentheil zu thun. Auf Maria's Frage, ob sich in der Nähe ein Flecken oder Bauernhaus

befinde, wo sie die Nacht zubringen könne, zeigte sie sich auf das Bereitwilligste fertig, sie dahin zu geleiten.

Während Maria auf einem Stein vor dem Eingang der Höhle ausruhte, sah die Hexe, wie jetzt der Volksmund sie nannte, noch einmal nach ihren Heil- und Zaubertränken auf dem Heerde; dann nahm sie ihr härenes Gewand, umgürtete sich mit einem Strick, und steckte von Neuem einen Holzspahn an, um auf dem dunklen Felspfade vorzuleuchten.

Kaum aber mit Maria auf dem ersten der hügeligen Plateaus angekommen, sah sie, daß es zu spät war. Mitternacht war herangekommen, und in geringer Entfernung näherte sich auf dem Fußpfade ein Zug mit Fackeln, der in kurzer Zeit hier angelangt sein mußte. Die Hexe zog Maria eilig zurück, dem Eingang der Höhle zu.

„Verbergt Euch hier für einige Stunden, es ist nöthig," sagte sie, mit ihrer stählernen Hand jene Maria's umklammernd, und sie in den Hintergrund des Raumes drängend, wo noch eine zweite kleinere Höhle mit einem Mooslager sich befand, die jetzt im Dunkel lag. Dann nahm die Hexe Crucifix und Bibel, und verließ die Höhle, deren Thür sie schloß. Maria blieb allein. Aber da sie weder Furcht noch Neigung hatte, auf unbestimmte Zeit und zu unbestimmtem Zweck hier eingeschlossen zu bleiben, näherte sie sich der Thür, als im Vorbeigehen ihre Augen

auf das Buch fielen, welches auf dem Altar von Menschenknochen lag, und sie trat heran, um das Titelblatt anzusehen. In diesem Augenblick bemeisterte sich ihrer wirklich der Schreck, sprachloses Erstaunen malte sich in ihren Zügen, und sie blickte noch einmal schärfer hin, um gewiß zu sein, daß ihre Augen sie nicht täuschen. Da stand in großen, roth und schwarz gemalten Initialen, auf welchen kleine Engel mit Posaunen zierlich ritten:

Ignatius de Loyola,
Chévalier de la Vierge.

Wenn auch dieses Buch nicht unmittelbar auf die Nähe des Besitzers schließen ließ, so flößte doch die bloße Erinnerung an diesen Namen Maria Grauen ein, und wenn vorher in Zweifel, war sie nun entschlossen, so bald als möglich diesen Ort zu verlassen. Sie glaubte die Abwesenheit der Besitzerin günstig, und versuchte die Thür zu öffnen. Es gelang, aber Maria schloß dieselbe überrascht bis auf einen Spalt wieder, um sehen zu können. Heller Fackelglanz drang ihr entgegen, und der seltsamste Anblick bot sich ihren Augen.

Der ganze Platz ringsum war mit Fackeln besteckt, auf jeder Felszacke neben dem Kreuz brannte eine solche, und andre neben dem Altar in der Mitte und dem Gerüst, welches Maria zuvor gesehen hatte. Dieses aber war jetzt mit einer purpurnen Decke be-

hängt, und Kränze, roh geflochten aus Dornen und Haideblumen, schlangen sich herum. An einer Stange über demselben prangte das Bild, welches man in der Prozession hergetragen hatte: die heilige Jungfrau, welche sich zu dem glühenden Mönch St. Felix neigt, der die Arme verlangend nach ihr ausstreckt. Zwei junge Männer in Mönchsgewändern standen am Altar, und verrichteten stille Gebete; der rothe Schein der Fackeln fiel grell auf ihre Züge. Den Einen derselben erkannte Maria trotz des veränderten Aeußern sofort, dieser Ausdruck inbrünstiger Sinnlichkeit hatte sich zu scharf in ihre Erinnerung eingeprägt. Es war Don Ignaz von Loyola, der lustige Offizier Seiner Majestät, jetzt durch Krankheit, Schwärmei und Fasten körperlich gebändigt, geistig aber in desto maßlosere Exaltation versetzt. Der zweite junge Mönch dagegen, Franz Xaver, war eine höchst charakteristisch verschiedene Erscheinung.

Sein feiner, schlanker Körper predigte ohne Worte die Ascese, und seine Züge waren von frappant-geistreichem Ausdruck. Die hohe gewölbte Denkerstirn, die kühn geschnittene Nase, der energisch geschlosse Mund, sie konnten im Verein mit den andern ergänzenden Eigenschaften Loyola's allerdings ahnen lassen, welch' kecke, weltüberschreitende Systeme jetzt in den stillen Thälern von Guipuscoa ausgedacht wurden.

Die beiden Mönche verrichteten noch ihre stille

nächtliche Messe, rings herum kniete die Gemeinde, halb von den Spalten der Felsen versteckt, halb pittoresk beleuchtet, und nur im Vordergrunde versahen den Meßdienst, und bewegten sich unter dem Nebel der Weihrauchwolken einige privilegirte Personen, deren Erscheinung Maria lebhaft beschäftigte. Die erste, dem Altar am nächsten knieend, gleich jenen steifen, aus Holz geschnittenen Figuren der Grabmonumente, war die Hexe. Zur andern Seite eine üppige, junge Schönheit, Elisabeth Rosella, die ihr härenes Gewand nicht ohne eine gewisse Koketterie um die vollen Schultern drapirt hatte; vor ihnen endlich, mit Andacht und Energie die Rauchfässer schwingend, welche aus zwei Todtenköpfen bestanden, ein lebentrunkenes, blutjunges Paar, das nicht mit Namen anzurufen, Maria schwer wurde: Astasio und Luz.

Der erste Theil der nächtlichen Messe war vorüber, Ignaz von Loyola bestieg jetzt die Kanzel. Er hielt seiner Gemeinde, und wie ließe sich für die fortreißende Wirkung derselben ein bezeichnender Ausdruck finden — die erste der Jesuitenpredigten. Auch war am Schluß die Extase der Zuhörerschaft, welche zum größten Theil aus jungen Frauen bestand, so gewaltig, daß die religiösen Tänze, welche sie nach Beendigung der Ceremonie mit Fackeln um den Altar ausführten, eine natürliche Folge schien, wie bei den Religionsfesten der Alten.

Nur Astasio und Luz sah Maria nicht dabei, aber sie glaubte jetzt ihre Schatten sanft gegen einander geneigt im Schutze eines Felsvorsprungs zu bemerken.

Maria konnte die Höhle nicht verlassen, sie war genöthigt zu warten. Eine Stunde später endlich war auf dem Platze vor derselben wieder lautlause Stille eingetreten, die Jesuitengemeinde mit den Fackeln und dem Bilde der Jungfrau war in derselben Ordnung wieder nach dem Schloß Loyola gewallfahrtet und der blasse Mond schien sanft, wo noch eben das grelle Fackellicht eine Scene des ausgelassensten Fanatismus beleuchtet hatte.

Nur hatte Maria nicht bemerken können, daß Franz Xaver allein an der Spitze der Gemeinde heimgekehrt und Ignaz mit der Beata zurückgeblieben war.

Diese befanden sich beide vor der Thür der Höhle, Loyola mit der Absicht einzutreten, die Nonne mit der Absicht sich dem zu widersetzen.

„Habt Ihr nicht versprochen, Don Ignazio, nicht bei nächtlicher Weile meine Höhle aufzusuchen? Eure Gesundheit ist noch schwach, die feuchte Luft darin könnte Euch schaden, kehrt heim."

Loyola höchst erstaunt, die Beata eine so lebhafte Aeußerung machen zu hören, sah sie ironisch an.

„Bist Du toll, Beata, mir Vorschriften machen

zu wollen? Ich brauche für eine Kranke von Deinem Hexengebräu."

„Der Trank ist nicht fertig," sagte die ärztliche Hexe, sich vor die Thür stellend. „Ich kann ihn Euch bringen, die Kräuter kochen noch, die Zauberformeln sind noch nicht gesprochen."

„Ich spreche sie selbst," sagte ungeduldig Loyola und trat ein.

Es würde unmöglich sein, den Ausdruck des Staunens zu beschreiben, welcher sich auf dem Gesichte Loyola's malte, als er Maria erblickte, die er augenblicklich erkannte.

„Donna Maria de Padilla," murmelte er, bald sie, bald die Beata ansehend.

„Die Senora hatte sich hierher verirrt und wünscht morgen sichres Geleit zur nächsten Stadt," sagte Beata trocken und vorgebend sie nicht zu kennen.

„Aber doch nicht ohne zuvor die Gastfreundschaft im Schloß Loyola anzunehmen, edle Senora?" sagte Don Ignaz lebhaft. „Hier kann Eures Bleibens nicht sein; in kürzester Zeit ist meine Sänfte hier, und habt Ihr ausgeruht, steht jedes fernere Geleit Euch zu Gebote."

Man konnte nichts Wunderlicheres sehn als das Gemisch von Empfindungen, welches plötzlich in Loyola's Wesen contrastirte. Für Augenblicke war, beim Wiedersehen der schönen Frau, das ihm bisher so

grausam vereitelt worden, die Zwischenzeit wie ausgelöscht und der Cavalier in Bewegung, Mienen und Worten stand wieder vor ihr, dann wieder beim Anblick der Nonne und des Ortes, an welchem er sich befand, erinnerte er sich an sein Mönchsgewand und seine Gelübde, aber auch dies nicht ohne in geistiger Perspective den Gedanken an eine Gemeinschaft mit Maria in andrer Form, zu umklammern.

Maria war unschlüssig. Sollte sie in dieser Höhle allein bleiben mit dem gespenstischen Weibe, das, wie sie instinctiv fühlte, ihre Gegenwart haßte? Wie sehr sie auch Don Ignaz zu vermeiden wünschte; auf dem Schloß Loyola glaubte sie nun mit Bestimmtheit Astasio und Luz zu finden und nichts schien ihr natürlicher als mit ihnen vereint ihre Reise fortzusetzen. Das einzige Mittel aber, diese zu benachrichtigen, war ihre eigne Gegenwart auf dem Schloß Loyola.

Ignazio sah bereits im leichten Neigen ihres Kopfes ihre Einwilligung und mit einem scharfen befehlenden Blick auf die Beata verließ er schnell die Höhle.

Der Blick in Worte übersetzt, lautete: Bewache bei meinem größten Zorn unsre Gefangene! Beata hatte ihn sehr wohl verstanden und wenn ihr nun der Muth fehlte, derselben zum zweiten Mal den Weg zur Flucht zu zeigen, stiegen während der Zeit des

Alleinseins in dem fanatischen Weibe noch schlimmere Gedanken auf.

Während Maria da saß, ohne eine Spur von Unruhe zu zeigen, obgleich sie sehr wohl die zornigen Blitze bemerkte, welche aus den wasserblauen Augen ihrer Gastgeberin auf sie schossen, machte sich diese in fieberhafter Hast am Feuer mit ihren Hexentränken zu thun und ging in sprunghafter Bewegung hin und her.

Es wird dem Leser nicht entgangen sein, daß seit der letzten Begegnung mit der starren Nonne, in ihrem Wesen eine große Veränderung vorgegangen war. Die lange und anstrengende Pflege des Kranken, die Kämpfe mit Loyola's maaßloser Heftigkeit, ungezügelter Einbildungskraft und rückkehrenden Lebensgluth, ihr Verlangen, ihn in eine neue — ihre Bahn zu reißen und seine Seele dem Himmel, sein Herz sich wieder zu gewinnen, hatte noch einmal, wie zu einer frühern Zeit unter den Augen Loyola's, alle ihre schlummernden Lebenskräfte in kreisende Aufregung versetzt. Auch gelang ihr Plan vollkommen in der Hauptsache, aber in den Einzelfragen mußte sie bittre Enttäuschungen erfahren. Sobald Loyola genesen war, strebte er die Herrschaft, welche die Nonne und Pflegerin auf ihn geübt hatte so lange er krank war, abzuschütteln und er that es nicht ohne Härte und Heftigkeit. Sodann trat sehr bald der Augenblick ein, wo

Beata in Folge ihres niedern Bildungsgrades dem kühnen Gedankenfluge Loyola's nicht mehr folgen konnte und ihre Gemeinschaft sich auf Andachtsübungen beschränkte, die ihr gefielen, so lange sie ascetischer Art waren, die aber bald einen so höchst phantastischen Charakter annahmen, daß schnell ein Kreis von jüngern Frauen und Männern davon angezogen, sie aber innerlich davon ausgeschlossen wurde. Endlich um ihren Zorn und ihren Schmerz auf's Höchste zu steigern, gründete Ignaz eine Art Frauenorden in den Räumen seines Schlosses, an dessen Spitze er nicht sie, sondern Elisabeth Rosella stellte, entzog ihr allen Einfluß auf Luz, sich ihren Vorwürfen mit Heftigkeit und verbannte sie, deren Wesen ihm immer im Grunde verhaßt war, nicht aus seinem Kreise zwar, da er ihre fanatische Thätigkeit unter Umständen gebrauchen konnte, aber aus seiner Gegenwart.

Dies war der Wendepunkt in Beata's Charakter, die grausige Metamorphose von der Nonne zur Hexe, wie sie als ein bestimmter Begriff in der damaligen Anschauung der Zeit und des Volkes lebte. Mit Recht oder Unrecht von Loyola bis auf's Blut verwundet, floh sie in die Wildniß, seinem Gebiete nur so nahe bleibend als er verstattete, in ihrer Verbitterung unermeßlich leidend und doch anstatt Mitleid nur Furcht und Grauen einflößend. Denn noch ein andres mächtiges Gefühl in ihr war gekränkt: die Eitel-

keit. Sie hatte, wie bekannt, als Volksheilige großen Einfluß in den kleinen Orten und beim Landvolk besessen; jetzt verlor sie denselben, während jener Loyola's von Tag zu Tage wuchs. Auch das zu ertragen wurde ihr unglaublich schwer und sie sann auf ein Mittel, denselben wiederzugewinnen. Sie fand es in der Heilkunde. Die Hexe des sechszehnten Jahrhunderts war der Arzt des Volkes. Der hochberühmte Paracelsus sagt in seinem Werke, daß er die ärztliche Kunst von den Frauen gelernt habe, die Frauen vertrauten sich nur solchen an und während die Großen sich längst von maurischen und jüdischen Aerzten behandeln ließen, war es mehr als ein Jahrhundert lang die verachtete Hexe, welche in der Verfinsterung der Zeit, die Geheimnisse der Medizin, der Kräuterkunde, des natürlichen Magnetismus der spätern Entwickelung der ärztlichen Wissenschaft aufbewahrte. Das Volk kannte und achtete sie selbst als solche, es unternahm selten etwas ohne ihren Rath und nur wenn die Hexe, als eine natürliche Folge des Aberglaubens der Zeit, sich zu Ausgeburten der Phantasie, zur Hülfe der Magie und der Zaubertränke hinreißen ließ, zur wilden Feier des Hexensabbaths — welcher in seiner Ungeheuerlichkeit in der That an den expansiven Naturdienst der alten Aegypter erinnert — bemächtigte sich ihrer die Inquisition. Davor hatte sich Beata, klug wie sie war, zu hüten gewußt und

auch ihr Verhältniß zu Ignaz von Loyola wurde wieder erträglicher, seit sie gänzlich den Anschein vermied, als wolle sie Einfluß auf ihn üben, was aber nicht verhinderte, daß sie die Hoffnung darauf nie aufgab. Demgemäß mußte sie die Frau hassen, welcher sie jetzt gezwungen Schutz in ihrer Höhle gab, und obwohl sie bis jetzt als Arzt noch keine Sünde begangen, sondern voll Eifer von andern „weisen Frauen" und aus den alten Pergamenten, welche Loyola selbst ihr lieh, ihre Kenntnisse zusammengetragen hatte — in dieser Nacht wäre ihr die schwarze Versuchung gekommen, ihre feine Kenntniß der Gifte zu versuchen, die sie aus Pilzen, aus Blättern und aus den Giftzähnen der Schlangen, die in diesen Wäldern lebten, zu gewinnen verstand, wäre nicht nach einer Weile, wo ihr die Versuchung immer heißer zu Kopfe stieg, Ignaz mit den Sänftenträgern zurückgekommen. Er trat ein, als sie den Kopf über einen der Kessel geneigt, aus welchem das grüne Gebräu zischend emporbrodelte, mit glühenden Blicken eine Viole mit milchiger Flüssigkeit betrachtete und prüfend gegen den Schein des Feuers hielt. Sie verbarg sie eilig als Loyola kam und überwand sich selbst so weit, durch seinen befehlenden Blick stets magnetisirt, Maria de Padilla zu helfen die Sänfte zu besteigen.

„Ich danke Euch, gute Frau," sagte Maria, aber

der milde Klang ihrer Stimme fiel umsonst in dieses Herzens Nacht. Mit krampfhaft geschlossnen Händen starrte sie dem Zuge nach, ihr war unter den Martern, als werde sie selbst an das Kreuz ihrer Thür geschlagen. Und als sie sich geschlossen hatte, blieb nicht die Nonne zurück, nicht die weise Frau, der sorgende Arzt, das liebende Weib, sondern mit aufgewühlter, tobender Leidenschaft wirklich die Hexe.

Fünfzehntes Capitel.

Der Ritter der heiligen Jungfrau.

Maria erwachte am andern Morgen auf dem Schloß Loyola, ohne daß Unangenehmes ihr begegnet wäre. Nur hatte sie sich am Abend vorher gänzlich in der Hoffnung getäuscht, von Astasio und Luz noch eine Spur zu entdecken. Nach der kurzen Sänftenreise hatte der alte Hausmeister sie bei der Ankunft empfangen, Loyola sich verbindlich von ihr verabschiedet und der Erstere sie in ein Gemach geleitet, aus welchem er alle Motten und Mäuse vertrieben

und das er kunstvoll mit den chaotischen Resten aus den Rumpelkammern des Schlosses Loyola ausstaffiert hatte. Im Uebrigen aber hatte er sich steif und stumm gezeigt und Maria auf ihre Fragen so wenig Auskunft gegeben, als berge das Schloß die gefährlichsten Geheimnisse.

Maria betrachtete am Morgen voll Erstaunen die uralten Möbel, die ausgeblaßten orientalischen Stoffe, vielleicht von jenen, welche die Ritter aus den Kreuzzügen heimzubringen pflegten und trat an's Fenster. Das Schloß Loyola lag in einem der sonnigen Thäler, welche von den Ausläufern der Pyrenäen und kantabrischen Gebirge gebildet werden und wenn Maria gestern durch ödes Felsterrain gewandert war, so berührte hier in der Umgebung des Schlosses Grün und Frische ihr Auge. Sie empfand in ihrem gepreßten Herzen Verlangen, eine Stunde unter den Bäumen in der Frische des Morgens zu athmen und stieg hinab. Niemand begegnete ihr, das Hausthor stand weit offen, weder der alte Hausmeister noch andre Dienerschaft, wenn es solche gab, war zu sehen.

Maria trat in den Garten, sofern man dem verschlungnen Urwalde der Anlage diesen Namen geben will; und ging lange unter dem Schatten alter Bäume dahin. Jedoch war die ganze Lautlosigkeit des Schlosses wie seiner Umgebung ihr unheimlich, denn allein die Hoffnung, hier die Personen zu finden, welche sie auf

dem Platze vor der Höhle der Hexe bemerkt zu haben glaubte, hatte sie vermocht, Loyola's Bitte Gehör zu geben.

Endlich glaubte Maria ein leises Geflüster von Stimmen zu vernehmen, obwohl sie Niemand auf dem Wege bemerkte. Sie bog leicht die Zweige des Unterholzes auseinander und da sah sie, in einem grünen Versteck sitzend, wie zwei Vögel in einem Nest, Astasio und Luz, die hübschen jungen Gesichter heiter lächelnd aus der groben Mönchskapuze hervorschauend, die sie über die Köpfe gezogen hatten, der härene Strick, welcher sich um Luz's schlanken Leib spannte, von Astasio wie zum Protest mit knospenden Myrthen und Rosen besteckt, die Breviere zu ihren Füßen unaufgeschlagen, friedlich zusammen im Grase liegend.

Gott weiß, was die beiden Vögel zwitscherten, die so zärtlich einander zugeneigt saßen, Maria konnte es nicht verstehen und es ist zu vermuthen, daß es nicht allzuwichtige Dinge waren.

Jetzt aber trat Maria vor, sich ihnen zu erkennen gebend, und den Jubel zu beschreiben, mit welchem sie sich ihr zu Füßen warfen, ihre Kniee und ihre Kleider umklammernd, würde ganz vergeblich sein. Es dauerte geraume Zeit, bevor Maria aus ihrem Schluchzen, Lachen und leidenschaftlichen Freudenbezeigungen einen zusammenhängenden Sinn sich herauslesen konnte.

Luz hatte der Beata zu ihrem Entsetzen und ohne alle Widerrede folgen müssen, aber sie erklärte, daß sie vor Furcht gestorben sein würde, wenn nicht am zweiten Tage Astasio sie wieder eingeholt hätte und trotz des Protestes der Nonne in Mönchskleidern bei ihr geblieben wäre. Wie der Junker die Spur seiner kleinen Luz wieder aufgefunden? Das frage man den Magneten, dessen Geheimniß nicht wunderbarer ist als der magnetische Zwang, welchen die Sehnsucht und die Gedanken der Liebenden auf einander üben.

Astasio war, wie der Leser weiß, unmittelbar nach der Zerstörung des Alcazar nach Toledo geeilt, gefaßt von allen Qualen des Gewissens und entschlossen, keinen Schritt wieder von der Seite seiner Herrin zu weichen, wenn nur dieses eine Mal das Geschick ihm verzeihe, was er an ihr um seiner Liebe willen gefrevelt. Daß er die Senora nicht fand, brachte ihn zur Verzweiflung, aber nicht einmal an ein Suchen unter den Trümmern des Alcazar war zu denken. Was dort Lebendes von der Katastrophe betroffen worden, war seine Beute, so unzweifelhaft wie der Krater eines Vulkans seine Opfer verschlingt. Unbekümmert, ob man ihn erkenne oder gefangen nehme, hatte er das Haus des Josua Benjamin erreicht. Der saß mit seiner alten Rachel unter dem Feigenbaum, wieder so einsam wie vor achtzehn Jahren, bevor Rachel das Findelkind heimbrachte, jetzt aber mit lauten

und offnen Klagen den Verlust ihres Augapfels bejammernd, den sie damals so widerstrebend bekannt hatten.

„Ich werde Luz wiederfinden," hatte Astasio zuversichtlich gesagt und kaum angelangt wieder davonstürzen wollen. Aber Josua Benjamin hatte ihn zuvor auf die obere Gallerie in das Kämmerlein des guten Adam Stark geführt. Da hatte es in der Truhe geblinkt von dem wundersamsten Geschmeide aller Art, von herrlichem Edelgestein und in den Deckel der Truhe war zierlich eingebrannt: Für meine liebe Luz zum Hochzeitsangebinde.

Ueber alle diesen Reichthum — „dreitausend spanische Dukaten unter Brüdern werth" — sagte Josua Benjamin, konnte Astasio nun gebieten und da stand der arme Knabe unter doppelten Folterqualen von ihr getrennt.

„Behaltet die Schätze hier, bis ich meine arme Luz gefunden habe, Vater Benjamin," sagte Astasio.

„Bei Leibe nicht, Du mußt sie mitnehmen, Astasio, denn hier wären sie keinen Tag sicher vor dem vlämischen Raubgesindel. Ich packe sie Dir in ein unscheinbar Bündel ein und nun komm herab, daß ich auch dazu legen kann, was meine Alte und ich dem lieben Pflegkinde, das Gott tausendfach für die Freude, die es uns bereitet hat, segnen möge! zugedacht haben. Suche sie so lange Deine Füße Dich tragen mögen

und nimm sie gleich als Dein treues Weib an Dein Herz und zieht nach Süden in Deine Heimath! Von dort sendet mir einen Schreibebrief und meine Rachel und ich wir folgen Euch, Kinder, denn unter des künftigen Herrschers Zuchtruthe wird es auch den Juden nicht allzugeheuerlich sein in Toledo."

So war der Junker Astasio, mit seinen Reichthümern beladen und von heißen Segenswünschen begleitet, davongeeilt und hatte durch Fragen und Errathen endlich die Spur seiner süßen Geliebten wieder aufgefunden, aber ach! — an Loyola's Grenze, schon begleitet von Leuten seiner Dienerschaft und unter dem Druck der entsetzlichen Nonne, die mit dem äußersten Fanatismns auf ihr Gewissen einzuwirken suchte. Sie konnten kaum einige Minuten stehlen, um sich ihre Hoffnungen und Pläne zuzuflüstern und Astasio, obwohl knirschend, sah ein, daß es, auch nur um die Erlaubniß zu erhalten dableiben zu dürfen, kein anderes Mittel gäbe, als sich scheinbar in Alles zu fügen, seine Schätze zu verbergen, Luz heimlich zu küssen und den Augenblick zur Flucht zu erspähn. Am Tage ihrer Ankunft noch waren sie vom Gebieter des Schlosses, Don Ignaz, in ihre Ordensgewänder gesteckt, in die Gemeinde eingeführt, die sich um ihn gebildet hatte und der einzige Trost, der ihren beklommenen Herzen gewährt worden, hatte darin bestanden, daß in Folge einer sehr heftigen Scene

zwischen der Nonne und Loyola, in welcher er ungerechterweise ihr und nicht Luz die Schuld gab, Maria de Padilla, nicht wie er befahl, hierhergelockt zu haben, er ihr die Herrschaft über Luz und die jüngeren Frauen der Gemeinde entzog und sie in ihre Höhle verbannte.

Seitdem hatte das Paar alle die seltsamen Andachtsübungen, welche im Schloß von Loyola und zur nächtlichen Weile bei der Hexe stattfanden, mitmachen müssen und war der speciellen Aufsicht Elisabeth Rosella's, der Oberin des Frauenordens,*) übergeben. Aber wenn diese auch nicht allzustreng mit ihnen verfahren hatte, da doch der junge Mönch ein hübscher Knabe war und Luz, das arme Kind, so schmeichelnd zu ihr — so waren sie doch immer Gefangene und seufzten mit Worten und Blicken Nacht und Tag: Nach Andalusien, nach Adalusien!

Dies Alles hatte Maria nach und nach von den Lippen des jungen Paars vernommen, als die Glocke der Kapelle, die im Erdgeschoß des Schlosses eingerichtet war, zur ersten Andacht rief. Sie sahen einander erschrocken an.

„Können wir nicht jetzt gleich mit Euch entfliehen, edle Senora?“ riefen sie wie aus einem Munde. „Auf unsern Händen wollen wir Euch nach Andalusien tragen!“

*) Elisabeth Rosella gründete den Orden der Jesuitinnen. Historisch.

„Jetzt nicht, meine Kinder, der Augenblick wäre nicht günstig gewählt. Geht jetzt in's Schloß zurück und laßt Niemand ahnen, daß Ihr mich gesehen habt. Am Abend aber haltet Euch bereit und trefft mich wieder an dieser Stelle.

Der Mönch und die Nonne küßten Maria leidenschaftlich die Hände, Luz streute die Myrthen und Rosen zu ihren Füßen hin und dann eilten Beide verstohlen nach verschiednen Richtungen davon. Auch Maria kehrte nach einer Weile langsamen Schrittes zum Schlosse zurück. Sie dachte nach über die seltsame Wandlung, die mit dem Manne vorgegangen sei, den sie als einen glänzenden Ritter in der Gesellschaft gekannt hatte und dessen Ehrgeiz wie dessen Excentricität in den höheren Kreisen von Madrid beinahe sprüchwörtlich war. Sie hatte selbst zu viel geistige Bedeutsamkeit, um nicht zu durchschauen, daß hinter dieser mönchischen Mummerei und diesem religiösen Possenspiel, das für die niedere Sphäre seiner Umgebung berechnet war, ein Tieferes verborgen lag. Denn seine innersten Eigenschaften ändert der Mensch nicht, wenn sie auch in neuer Form zu Tage treten. Maria sollte sehr bald erfahren, daß die Ziele des Don Ignaz von Loyola, bisher beschränkt auf den Ehrgeiz für die militairische Laufbahn, jetzt unbegrenzte geworden seien, berechnet für den Pallast wie für die

Hütte, für die Kirche wie für den Staat, für die niedere Intelligenz wie für die höchste.

Don Ignaz von Loyola hatte in dieser Nacht kein Auge geschlossen. Der Gedanke, die Frau unter seinem Dache zu wissen, die über alle den tanzenden Irrlichtern seiner Neigungen, wie ein glänzendes, unberührtes Sternbild an seinem Himmel gestanden hatte, versetzte ihn in einen Tumult der Aufregung, unter welchem noch einmal alle Chorden seines Herzens, seines Kopfes und seiner Sinne erzitterten. Jetzt erst wo er erfahren hatte, welche geistige Thatkraft neben dem Zauber der Erscheinung in dieser Frau verborgen liege, wo er in ihrem kühnen Handeln, ihrem Denken, ihrer Kenntniß der Gesellschaft mit allen Elementen, welche diese bewegten, tausend Berührungspunkte sah, um mit den Interessen seiner neuen Lebensstimmung anzuknüpfen; jetzt erst fühlte er, daß er mit den Tiefen seines Wesens unwiderruflich an sie gefesselt sei und daß er um jeden Preis die Form finden müsse, sich mit ihr zu vereinigen. Der Ritter der heiligen Jungfrau war darum kein Heuchler, noch die Art objectiver Anbetung, welche er Maria de Padilla jetzt weihte, ein Verdienst. Was man oft Heuchelei in Loyola's Charakter genannt hat,

da er das weibliche Element niemals — auch später nicht in Rom, wo der neue Orden bereits vom Papst genehmigt und in Kraft war — aus seiner Umgebung verbannte, war nach der materiellen Seite hin Blasirtheit, verlorne Jugend, nach der geistigen Seite aber die klare Erkenntniß, daß zu dem großen Werke, welches er vorhabe, die Hülfe des feinen, beweglichen weiblichen Geistes nicht fehlen dürfe.

Alle lebensfähigen großen Systeme, gleichviel ob sie auf die Schwächen der Menschheit oder auf ihre ideelle Rettung berechnet waren, gingen aus der Schöpfungskraft von Männern hervor, welche ihrer eigenen genialen Natur nach alle Fähigkeiten, welche im Bereich des Menschengeistes liegen, in ihren Kreis zu ziehen verstanden. Nicht der Gedanke allein; Phantasie, Glaube, Empfindung, Weltkenntniß, Kunstgefühl selbst, mußten ihnen zum Ausbau des lebendigen Werkes dienen, ausgiebig wie das Leben selbst in seinen vieltausendfältigen Gestaltungen. Später erst pflegten die scharfen Denker, die feinen Organisatoren hinzuzutreten, um den Gedankeninhalt auszusondern und, was sie dem Systeme an genialer Ursprünglichkeit nahmen, an praktischer Brauchbarkeit hinzuzufügen. Für den Jesuitenorden war dieser kühle Denker Franz Xaver.*)

*) Der Zufall will, daß an demselben Tage, wo Verfasser diese Zeilen schreibt, der Jesuitenorden in Spanien aufgehoben wird.

Ignaz von Loyola hatte Maria's Schritte am Morgen auf das Genaueste beobachtet, und als sie aus dem Garten zurückkehrte, empfing er sie im Portal des Schlosses. Von hier sah man in die offne Thür der Hauskapelle, in welcher so eben der blasse Mönch, den Maria in der Nacht bei Fackelschein neben Loyola gesehen hatte, einer kleinen knieenden Gemeinde die Messe celebrirte. Die Weihrauchwolken drangen bis zu Loyola und Maria; dieser aber, ihr die Hand reichend, leitete sie an der Kapellenthür vorüber die Treppe hinauf in das Gemach, in welches der Leser durch den alten Hausmeister beim Empfang seines verwundeten Herrn eingeführt wurde. Der Waffenschrein des Ritter Beltran war unberührt, der Betschemel der Senora mit Kränzen geschmückt, die Seidendamaste waren noch um einen Schein blasser geworden, das Bild der Jungfrau, welches Maria in der nächtlichen Prozession hatte tragen sehen, hing wieder an seinem alten Platz, auf dem Rande der geschnitzten Lagerstätte tanzten noch die Genien, lauschte noch immer Diana auf Endymion's Erwachen.

Loyola führte Maria zu einem Sessel, warf das mönchische Obergewand ab, das heute sein Ritterkleid verbarg, und näherte sich ihr. Es war sehr charakteristisch, wie Don Ignaz gegenüber dieser Frau zugleich jeden Schein mönchischen Wesens ab-

streifte und als Cavalier, als vollkommener Weltmann zu ihr sprach, es war charakteristisch für die spätere Form des Jesuitenordens, welche stets so vollkommen verstand, sich jeder Rangstufe der Gesellschaft anzupassen. Maria entging der schnelle Wechsel in des Offiziers Benehmen keinen Augenblick.

„Ihr wechselt das Kleid leicht, Don Ignaz von Loyola," sagte sie nicht ohne einen Anflug von Ironie.

„Euch gegenüber habe ich es nie gewechselt, hohe Frau, denn ich war immer unter der Macht derselben Empfindung," sagte Loyola mit der inbrünstigen Wärme des Ausdrucks, die ihm Frauen gegenüber eigen war. „Ich legte das Mönchskleid ab, weil es für Eure Augen der äußern Form nicht bedarf, die Ihr doch durchdringen und die Tiefen durchforschen würdet. Ich legte es ab, um Euch auch symbolisch zu zeigen, wie nicht der Priester, nicht der Mönch Euch convertiren, sondern wie ich Geist zum Geiste zu Euch reden möchte, meine Pläne vor Euch aufbauen, meinen Ideengang Euch offenbaren, meine geheimsten Gedanken im Spiegel Eurer großen Seele prüfen möchte. Fürchtet Euch nicht, Donna Maria," fuhr er fort, sich auf ein Knie vor ihr niederlassend, „ich habe schwere Schuld Euch abzubitten, und ich sehe an der Strenge Eurer Züge, daß Ihr mir nicht verziehen habt.... Meine Schuld war die Liebe. Aber damals loderten die Flammen eines ungezügelten Herzens um Eure

Schönheit, Eure zauberischen Reize, Eure junge, stolze Seele, die noch wie im Schlummer lag — jetzt bete ich zur Heiligen, zur Heldin, zu Eurem Geiste, Eurer Thatkraft, Eurer Kühnheit, zu Allem, was die Seele entzückt und begeistert.

Mein Leben war zerschlagen, Ihr wißt es, meine Hoffnungen schienen vernichtet. Sie haben sich allmählich aufgerichtet an großen Zielen, der Geist berührte mich, und neu gewappnet sprang die Kraft hervor, anstatt des Schwertes, Feuerflammen emporschwingend, ich sah meine kleine, egoistische, umschränkte Existenz hinter mir versinken und fühlte mich im Allgemeinen auferstehen, anstatt der Creatur der Schöpfer selbst — ich verlor einen Tag und gewann eine Welt, ein Leben!

Auch Euch ist ein Stern versunken, Donna Maria — sonnt Euch mit mir in dem Glanze der kommenden Triumphe, leiht unserm Werke Eure Kraft, durchdringt mit uns die Tiefen der Menschennatur, lehrt uns und lernt mit uns, vergeßt was vergangen ist und seid die Unsre!"

„Erhebt Euch, Don Ignaz," sagte Maria kalt, „und erklärt Euch deutlicher, ich verstehe Euch nicht."

„Ihr werdet mich verstehen, Madonna," sagte Loyola zuversichtlich. Und nun entrollte er vor ihren Augen in großen Zügen den Entwurf des in seiner Art bewunderungswürdigsten der Systeme, die je aus

eines Menschen Hirn entsprungen sind, des Ordens der Gesellschaft Jesu, der wie kein anderer über die ganze bewohnte Erde reißende Verbreitung finden und Jahrhunderte lang bis zum heutigen Tage knechtend auf den Geistern liegen sollte.

Ignaz von Loyola, vom einfachen Offizier zum ersten Jesuitengeneral im eigentlichen Sinne gestiegen, befehligend eine Macht, die noch, gleich einer Armee von Geistern in der Luft, der Verkörperung harrte, entwickelte vor Maria und gerade mit Zuversicht vor ihren kundigen Augen bis in die feinsten Details den Plan des Ordens, in welchem die militairische Disciplin, auf kirchliches Gebiet verpflanzt, sich von so ungeheurer Wirksamkeit erweisen, in welcher eine geheime, soldatisch organisirte, in sich streng gegliederte Verbrüderung zuerst der Inquisition die Stirn bieten, dann aber unter der Aegide des Papstes der Reformation, der Aufklärung, der freien Staatsform — kurz jeder großen Macht entgegen- treten sollte, um sie zu brechen oder sich mit ihr zu vereinigen, um zu herrschen.

Er zeigte ihr die leichte und gesicherte Verbreitung eines Ordens, der, nicht an Klöster und ein gemeinsames mönchisches Leben gebunden, in jede Sphäre der Gesellschaft geheim oder offen Eingang suchen konnte, geführt von Befehlshabern, die ihm angehören konnten, ohne aus ihren einflußreichen

Stellungen in der Gesellschaft oder an Höfen auszuscheiden, befehligend dagegen eine blinde Masse, ein Heer von niedern Ordensbrüdern, die unter dem Gelübde der Armuth, Keuschheit und Verschwiegenheit, unter einer Subordination, mit deren Strenge kaum eine militairische verglichen werden kann, ihren Winken zu jedem Dienst gehorchen mußten.

Er suchte ihr endlich zu beweisen, wie für eine Frau von ihrer hohen Stellung und der Tragweite ihres Einflusses in Spanien unter den geheimen Waffen dieses Ordens eine neue Aera beginnen werde, dem jungen Despoten Trotz bietend, indem er ihn leitete; wie es für sie kein anderes Heil gebe, als im Anschluß an die Gesellschaft Jesu, wie für ihn, so auch für sie die Zeit des Kummers vorüber sei, weil ein neues, unabsehbares Feld der Siege winke.

Ignaz von Loyola schwieg und blickte Maria an. Er hatte Recht gehabt, jetzt verstand sie ihn vollständig; ja noch mehr, mit dem prophetischen Blick eines Auges, das daran gewöhnt ist, die Strömungen der Zeit, die Lage der Verhältnisse und der socialen Parteien von einem hohen, freien Standpunkte aus zu beherrschen, sah sie den langen Zug der bösen Geister mit ihrem Gefolge von heilig gesprochenen Verbrechen, von Blut, Meineid, Teufeleien herankommen, umtanzt von dem feinern dämonischen Gelichter der Ueberlistung, der Erbschleicherei, des Gewissenzwanges, und

sich wie ein schwarzer Strom in allen Richtungen ergießen. Sie konnte ihn nicht hemmen, sie fühlte ihre Ohnmacht gegenüber den finstern Gewalten, welchen Spanien verfallen war; sie hatte nichts zu thun, als von sich zurückzuweisen, was ihrer tiefsten Natur zuwider war. Sie erhob ihr Auge ruhig zu Loyola.

„Ich verstehe jetzt vollkommen die Tragweite Eurer Pläne, Don Ignazio, aber Ihr vergaßt mir zu sagen, was Ihr von ihnen für das Heil und Glück der Menschheit und unseres unglücklichen Vaterlandes erwartet?"

Loyola sah Maria so befremdet an, als zweifle er richtig gehört zu haben.

„Und das fragt Ihr, edle Senora?"

„Das frage ich, Senor, und mit vollem, klaren Bewußtsein. Ich wünsche den Punkt zu sehen, wo eine Vereinigung unserer Hoffnungen und Interessen denkbar wäre?" sagte Maria.

„Unsere Hoffnungen und die Ziele unseres Ehrgeizes, sind sie nicht Eins? Der Drang zu herrschen, wird er nicht reich erfüllt? Herrschen über den Erdboden im Namen der Kirche wird der Orden der Jesuiten....."

Maria erhob sich kalt.

„Don Ignaz von Loyola," sagte sie mit ruhiger Würde, „wir aber haben nicht für Spanien gekämpft,

um zu herrschen, sondern um zu befreien. Das Ziel unseres Ehrgeizes war sein Glück, seine Blüthe, seine Befreiung von dem drohenden Joch der Despotie. Juan konnte seinen Fall nicht überleben und sank dahin — Ihr werdet leben und gedeihen in dem neuen Reiche, Ihr werdet dem Druck, der auf den Stirnen liegt, noch einen ehernen Reif hinzufügen. Ihr werdet die letzten grünen Halme der Wohlfahrt niedertreten, Ihr werdet herrschen, so lange die schlummernde Menschenwürde es gestattet. Aber der Tag wird kommen, wo sie erwacht. Ich sehe im Osten ein ruhiges Licht aufsteigen und mit seiner Klarheit siegend die Finsterniß überstrahlen. Es ist genährt von Allem, was der Gedanke — der legitime Herrscher in dem neuen Reiche — zur Erleuchtung, zum Glück, zur Förderung seiner Kinder segnend spendet. Auch über Spanien wird es aufgehen, wenn wir nicht mehr sind, und dann muß die böse Saat, Loyola, die Ihr säen wollt, verdorren vor dem siegenden Schritte der Wahrheit und der ewigen Menschenrechte — ich habe nichts mit Euch gemein!"

Noch einmal blickten Ignaz und Maria fest einander in's Auge, dann verließ sie das Gemach. Loyola blieb in maßloser Aufregung zurück und vergrub das Gesicht in die Hände.

„Ketzerin —" murmelte er, „und verschmähst

Du die Gesellschaft Jesu, so bist Du vielleicht sichrer geborgen in den Armen der Inquisition. . . . ."

Sechszehntes Capitel.

„Die Säulen stürzen!"

„Ketzerin" — es war, als ob die Wiederholung dieses Wortes eine Genugthuung, eine Art Trost für Ignaz von Loyola enthalte, nach der übergroßen Täuschung, die er erfahren hatte. Die kalte Zurückweisung Maria's brachte ihn in einen Zorn, welcher bewies, wie leidenschaftlich seine Hoffnung gewesen war, lebhaft genährt durch die verletzte Eitelkeit, seine Ideen durchschaut, aber nicht gewürdigt zu sehen. Dazwischen wogte in Loyola's nie unbewegtem Herzen der Schmerz heiß auf, er versuchte mit seinen Händen das Sternbild herunterzureißen, um es zu zertreten, aber es gelang ihm nicht, weil er sich gestehn mußte, daß er grade das Freie und Hohe in Maria's Character, was den geheimen Disciplinen seines Ordens verächtlich widerstrebe, am höchsten achten müsse. Doch gab er noch nicht ganz die Hoffnung

auf. Wenn er auch an diesem Tage nicht weiter versuchen wollte, in Maria zu dringen, wußte er sie einmal nach langem, qualvollen Harren auf seinem Schlosse, so bot jeder folgende Tag die Möglichkeit, die sanfte und zwingende Kunst der Ueberredung an ihr zu üben.

Der Abend desselben Tages kam; Ignaz hatte für Nichts und Niemanden Sinn und Gehör gehabt, in sein Zimmer eingeschlossen, hatte selbst Franz Xaver, sein sonst so vertrauter neuer Freund, ihn unzugänglich gefunden.

Da er Maria zuerst völlig ihrer Freiheit versichern wollte, hatte er keinerlei Begegnung mit ihr gesucht, aber Folterqualen der Unruhe erlitten.

Endlich erinnerte ihn die elfte Stunde der Nacht an die Prozession zu den primitiven Altären der Hexe und an die Rede, welche er noch heute seiner kleinen Gemeinde bei nächtlicher Weile halten wollte. Zum ersten Mal erschien ihm, im Lichte von Maria's klaren Augen, diese Feier als eine Mummerei, die er entweder unterlassen oder durch Maria's Gegenwart sanctioniren möchte. Der Wunsch, sie an diesem Tage noch einmal zu sehen, vielleicht vor ihr seine Beredsamkeit entfalten zu können, wurde zuletzt übermächtig.

Ignaz drückte an einem Knopfe über seinem Lager. Gleich darauf öffnete sich eine versteckte Ta-

petenthür des Saales und Elisabeth Rosella trat ein. Beglückt wie immer, wenn sie auf diesem Wege zu ihrem Herrn und Meister befohlen wurde, stand die Magdalena in ihrem härenen Kleide, demüthig seiner Anrede harrend.

„Elisabeth!"

Sie näherte sich und warf einen schnellen Blick auf Loyola's Antlitz. Wie hätte es einem so lebhaft beobachtenden Auge entgehen können, daß eine plötzliche Veränderung in seinen Zügen liege, ein flüchtiger Strahl, ein Glanz früherer Stunden, eine Erinnerung — ein fliegendes Roth, ein Schimmern der Augen, ein irres Lächeln — — o Gott .... Die junge Nonne bog sich zitternd wie vor einem Sturm und als leide ihr schöner Leib unter dem rauhen Gewande. Loyola sah sie streng an.

„Was ist Dir, Elisabeth?" fragte er kalt. Sie antwortete nicht.

„Du erbleichst, Deine Lippen beben — strengere Andachtsübungen thun Dir noth. Du wirst eine Weile in der Höhle der Beata bleiben, in unablässigem Dienst der Jungfrau. Doch jetzt zuvor gehe in das Zimmer der Donna Maria de Padilla und frage, ob sie mir einige Augenblicke Gehör schenken will?"

Die Enttäuschung fiel so betäubend auf die arme Elisabeth, daß sie regungslos stehen blieb.

„Hast Du meine Worte nicht gehört, Elisabeth?"

Die Nonne zuckte zusammen und ging.

Loyola wartete in athemloser Spannung, aber nicht lange. Elisabeth Rosella kam in Begleitung des Hausmeisters mit verstörtem Gesicht zurück und meldete, daß Maria's Zimmer leer und weder diese selbst noch Astasio und Luz in irgend einem Raume des Schlosses zu finden seien.

„Sucht im Garten und bei der Beata," rief Loyola in richtiger Ahnung und fieberischer Aufregung, vergessend, daß die Stunde zur mitternächtlichen Messe gekommen sei und daß sein geistliches Gewissen, Franz Xaver, auf ihn harrend, volle Ursache hatte, zu fürchten, Ignaz sei von Neuem in die Schlingen des Teufels gefallen.

Die Boten kamen gänzlich unverrichteter Sache zurück, nirgend war eine Spur der Verschwundenen zu finden, Niemand wußte Auskunft über sie zu geben, oder hatte am Nachmittag die Senora und das junge Paar bemerkt. Ignaz war in Verzweiflung.

„Schaffe mir die Hexe zur Stelle," herrschte er Elisabeth an, „sattle mir ein Pferd!" wollte er dem Hausmeister zurufen — als er sich plötzlich seines zerschmetterten Fußes erinnerte und daß die früheren Zeiten unwiederbringlich verloren seien. Er war wieder allein. Was sollte er thun? Er selbst konnte die Spur Maria's nicht verfolgen und selbst, wenn er sie fände, welchen Zwang hatte er anzuwenden

auf ein so stolzes Herz und auf einen so unbeirrten Geist? Nein, einem andern Arm als dem seinigen wollte er das Rächeramt überantworten. Denn nicht allein der Gedanke, sich von der einzigen Frau, die er wahrhaft geliebt hatte, verschmäht zu sehn, peinigte ihn; jetzt trat auch noch die Furcht hinzu, einem fremden Auge den Einblick in die geheimste Werkstatt seiner Gedanken gestattet zu haben und das Werk seiner schlaflosen Nächte, der verschlungensten und gefährlichsten Machinationen einem Kopfe preisgegeben zu sehen, der, wie Loyola glaubte, viel zu bedeutend sei, um unthätig bleiben zu können. War nicht bei dem Einfluß, den Maria noch immer im Geheimen besaß, und zwar grade in den höchsten Kreisen der Gesellschaft, wohin ganz vorzugsweise Ignaz von Loyola den Schauplatz seiner geistigen Thaten zu verlegen hoffte, zu befürchten, daß sie nicht bloß verneinend beharren, sondern demselben entgegentreten werde? Ja noch mehr, da sie wußte, daß der äußerst fein durchdachte Plan des Ordens der Gesellschaft Jesu darauf berechnet sei, dem brutalen und verhaßten Tribunal der Inquisition den Sturz zu bereiten, um an seiner Statt zu herrschen, da sie aber unumwunden erklärt hatte, wie verderblich sie beide für Spanien halte, lag nicht die Besorgniß nahe, daß sie um ein Uebel sicher in der Wurzel zu vernichten, ihn und sein Vorhaben der Inquisition denunciren werde?

„El que las hace, las piensa — wer es thut, glaubt es von Andern", sagen die Spanier. Ignaz von Loyola, von maaßlosem Ehrgeiz gestachelt, hatte keine Vorstellung von einer geistigen Kraft, in welcher der Ehrgeiz nicht das bewegende Prinzip sei, keine Vorstellung von der Uneigennützigkeit, der Vaterlandsliebe und der erhabenen Trauer einer Seele wie die Maria's.

Endlich wurde Loyola's fiebernder Gedankengang durch die Ankunft der Beata unterbrochen, dieses seltsamen Wesens, das er stets nur in den kritischen Augenblicken seines Lebens um sich dulden oder zu fanatischen Missionen rufen mochte. Elisabeth Rosella, die sie bis an die Thür geleitet hatte, warf, bevor sie sich schloß, noch einen forschenden Blick auf ihren geliebten Herrn und Meister, dann kehrte sie als Hirtin zu ihrer kleinen Heerde zurück, um für ihn verworrene Gebete zu murmeln.

Loyola und die Hexe standen wieder einander gegenüber, der erste mit so fieberisch geröthetem Gesichte, daß Beata glaubte ihn wieder von Krankheit gefaßt, in den alten Paroxismen zu sehen. Dies erschreckte sie eben so sehr, als die Entfernung der verhaßten Maria de Padilla sie freute.

„Braucht Ihr einen heilenden Trank, Don Ignazio?" fragte sie.

„Braue Deine Hexentränke für andere Opfer,"

sagte Loyola rauh, „höre mich an. Ich liebe Maria de Padilla mehr als mich, mehr als das Leben. Sie hat mich verschmäht, sie wird uns verrathen und sie muß sterben. Du mußt ihr folgen und versuchen zu erforschen, welche Richtung sie zu nehmen gedenkt, aber wehe Dir! wenn Du selbst wagtest, auf ihrem schönen Haupte ein Haar zu krümmen, verflucht wäre die Hand! Ein höherer Rittterspruch erwartet sie, der Richterspruch des Tribunals, das in Spanien die Vorsehung ist, bis Ignaz von Loyola eine andere mächtigere an ihre Stelle gesetzt hat.

Gehe nach Madrid zum Großinquisitor Don Gabriel Merino, dem Freunde des Regenten Adrian. Für ein so schönes und edles Opfer findest Du leicht Gehör, Hexe. Die Inquisition wird die Arme weit öffnen Maria de Padilla zu empfangen. Merke auf: Sie ist eine Ketzerin, sie hat mit dem König von Frankreich Verhandlungen gepflogen, was dem Landesverrath gleichkommt, sie wird Spanien in Aufruhr erhalten, so lange ihr Herz schlägt.

„Und auch Euer Herz, Ignazio," sagte in bebendem Haß die Nonne und doch wieder Muth schöpfend, da sie die Verhaßte vernichtet sah. „Ihr werdet vergessen, was ihr der Jungfrau mit tausend heiligen Eiden gelobt habt, so lange dieses Weib lebt."

Loyola bleich vor Wuth sprang in wahnsinnigem

Affect auf sie zu. Er erhob die Hand als wolle er sie erwürgen.

„Elendes Weib! Glaubst Du mit dem Schlangengezisch Deiner Zunge an die Reinheit dieses Engels rühren zu dürfen? Tausende von Deinem Gelichter wiegen ihren Werth nicht auf, Du mußt noch in den Staub vor ihr versinken, wenn schon der Arm der Inquisition sie erfaßt hat — — — — — — — ich tödte sie, weil ich sie liebe . . . . ." setzte er leise und wie irrsinnig hinzu.

La Beata hatte sich bei diesem Ausbruch nicht von der Stelle gerührt und ihn starr angeblickt. Sie kannte Loyola und es gab nichts was aus seinem Munde zu hören sie sich verweigert hätte, falls nur die endliche Herrschaft über ihn ihr sicher blieb. Sie sah, daß er jetzt in sich versank, wie er immer nach den Delirien des Fiebers gethan hatte. Sie wartete ruhig.

„Und Luz?" fragte sie nach einer langen Weile.

„Wenn es Maria ein Trost ist, laß die Kleine bei ihr bis . . ."

„Bis sie todt ist," sagte die Beata eisig.

Wieder drohte Loyola bei diesem Tone der Nonne in einen Wuthanfall auszubrechen. Bei dem Widerspruch der im Charakter mancher Männer liegt, brachte es ihn außer sich, seine eigene Gedanken von den Lippen der verachteten Beata wiederholen zu hören.

„Und später führe ich Luz hierher zurück, Don

Ignaz?" fragte sie abermals nach einer Weile und dem leichten Vibriren ihres Ton's zu urtheilen, war dieser Theil der Sendung ihr mindestens so wichtig als der erste.

„Ja — wenn alles vorüber ist — —" sagte Loyola, aber mit einem Ausdruck, als ob darüber hinaus überhaupt nichts Beschließenswerthes weiter läge.

Die Nonne ging. Ihre Art in Mönchskleidern zu reisen war sehr primitiver Natur und bedurfte keiner Vorbereitungen.

Sie nahm die Richtung nach Madrid, Ignaz von Loyola in der aufgewühlten Gemüthsstimmung zurücklassend, die ihn bald nach der Katastrophe von Schloß Loyola vertreiben sollte, aber freilich um ihn nach einem Aufenthalt in Paris, Jerusalem und Rom die Krönung seines Werkes sehen zu lassen: Die Genehmigung des Jesuitenordens durch den Papst.

Maria de Padilla hatte nach ihrer Unterredung mit Loyola und nachdem sie Luz und Astasio's Begleitung sicher war, sogleich den Beschluß gefaßt das Schloß zu verlassen und so schnell damit man den Letzteren die mit Flehn nicht nachließen, kein Hinderniß in den Weg lege. Die Ausführung ging ohne Schwierigkeit von Statten und als die Beata sich auf den Weg nach Madrid machte, hatten sie schon

einen bedeutenden Vorsprung. Astasio von seinem Glück ganz betäubt und Maria als den Schutzengel seines Lebens betrachtend, war unermüdlich, er wußte stets die schnellsten Pferde und die besten Wege zu finden, denn er führte ja, was die Erde Theueres für ihn besaß: seine Herrin, seine Luz und seinen Schatz nach Andalusien!

Maria so sehr der langen Tagereisen zu Pferde gewohnt und ganz von ihren düstern Grübeleien hingenommen, achtete der Anstrengung nicht und die kleine Luz die sich auf Astasio's Pferde vor ihm sitzend, in seine Arme einnesteln konnte, hätte auf diese Weise gern die Reise um die Welt gemacht.

Sie näherten sich Cordoba. Einmal in ihrer Jugendzeit hatte Maria die alte Kalifenstadt mit ihrem Vater besucht und war in die prachtvolle Moschee eingetreten, welche der Stolz der Mauren war, ein Werk von märchenhafter, nie wieder erreichter Schönheit. Auch damals waren die Zeiten schon vorüber, wo die prachttrunkenen Söhne des Südens ihre majestätischen Gottesdienste hier feiern durften, wo allabendlich tausende von Lampen mit wohlriechendem Oele gefüllt, unter dem Walde von Säulen brannten und durch sechszehn offne Thore, die unter den Orangen wandelnde Menge der heiligen Feier zuschaute oder vor dem goldnen Gitter des Mihrab knieend ihr beiwohnte.

Schon damals war die Moschee von Cordoba vereinsamt, die alte Königsstadt welche zur Glanzzeit der Maurenherrschaft von sagenhafter Schönheit gewesen war, saß wie eine trauernde Wittwe in Moder und Asche, das Volk welches ihre Größe gesehen, war grauend vor dem zerfetzten Königspurpur über das Meer entflohen. Aber Isabella von Spanien hatte volles Verständniß für den unnachahmlichen Schönheitssinn des besiegten Volkes, sie zollte den von ihnen hinterlassnen Prachtbauten ihre volle Bewunderung und duldete nicht, daß auch nur ein Stein von der Stelle gerückt werde.

Die Alhambra und die große Moschee von Cordoba — beides Werke, welche einzig in der Welt dastehen — zu zerstören war Carl dem Fünften vorbehalten und zwar als ein Akt der rohesten, unerklärbarsten Brutalität, da nach den letzten Zuckungen des unglücklichen Volkes kein Schwerdt sich mehr wider ihn erhob.

Maria zog ein in die trauernde Königsstadt, über die verödeten Straßen und Plätze von einzelnen Palmen überragt, an den Palästen vorüber, in deren offnen Portalen jetzt Bettlerfamilien wohnten und näherte sich dem Orangenhof der Moschee. Der Geist unendlicher Schwermuth schien über der Stadt zu thronen, über all der Zerstörung, der versunknen Größe der todten und doch noch redenden Vergangen-

heit. Wie die Heimath des Schmerzes begrüßte die Stadt Maria, wie ein Zufluchtsort für die großen Leiden der Seele, die nicht mehr auf Heilung hoffen, aber auf die Fassung der Resignation. Es wurde Alles still in ihr. Ihr Leben als ein Ganzes zog an ihr vorüber, sie hatte reinen Willen gehabt und sie bestand vor dem innern Richter.

Juans Bild leuchtete vor ihrem Auge, wie ein lichter Geist schwebte er zu ihrem Bewußtsein nieder und berührte mit dem Palmenzweig, dem Symbol des Friedens, ihre Stirn; sie wollte eintreten in den Tempel, um sich im brünstigen Gebet zu vereinigen mit ihm und mit Gott.

Aber welch wüster Lärm empfing sie beim Eintritt in den Vorhof der herrlichen Moschee? Eine wild und fanatisch aufgeregte katholische Priesterschaft, hin und wieder gehend, Befehle austheilend, unter dem Kreuz des Erlösers Flüche murmelnd über die Ketzer, Mohamedaner und Juden. Unter ihnen, bleich und zornfunkelnden Auges, Männer, deren Gesichtsbildung den maurischen Ursprung nicht verleugnen konnte. Werkleute aller Art, königliche Corregidoren, eine Menschenmenge wild durcheinander schreiend, und dies Alles auf der Schwelle eines Tempels von so gebietender Majestät, von so vollendetem Ausdruck des Erhabenen, daß alle Confessionen versöhnend, Maria über seine Pforte hätte schreiben mögen: Gott.

Betäubender Lärm drang von innen heraus, ein dumpfes Krachen und Brüllen, wie von nahem Donner, ein Hämmern, Prasseln, Fallen, ein grauenvolles Getöse, als bräche des Himmels Dom, und von dem polirten Marmorboden des Tempels, aus welchem sonst der Wald von Marmorsäulen empor wuchs wie aus einem spiegelglatten See, Wolken weißen Staubes aufwirbelnd, und mit Nebeln Alles umhüllend. Maria trat die Stufen hinan, und blieb einige Augenblicke auf der Schwelle stehen.

„Hundert Säulen werden auf des Kaisers Befehl niedergerissen, um den Tempel der verfluchten Moslem zu purificiren und ein christliches Gotteshaus in seine Mitte zu bauen," sagte ein bleicher Priester neben ihr.

Maria hörte wie in halber Betäubung, es rieselte wie Empörung durch ihre Adern, sie trat unwillkürlich einige Schritte vor, und hob den Arm auf, als wolle sie dem neuen Gewaltakt des Königs Einhalt thun....... In diesem Moment wankte eine der Säulen, und stürzte donnernd nieder. Maria lag am Boden wie vom Blitz erschlagen. Unverändert die Züge, bleich wie Marmor, reglos. Nicht die Wucht der Säule hatte sie getroffen, nur unmittelbar an ihr niederstürzend, hatte sie ihre Schläfe gestreift, und unter der vehementen Erschütterung war die zarte Gestalt geknickt zu Boden gesunken. Der Arm

des Kaisers hatte sie dennoch zu treffen gewußt; die Inquisition war um ein Opfer betrogen und kam zu spät.

Astasio und Luz, welche ihr gefolgt waren, warfen sich schreiend über den geliebten Körper. Sie trugen ihre Herrin hinaus in den Orangenhof, und legten sie auf den weichen Rasen unter einer Palme nieder. Aber wie sie sich auch mühen mochten, die theure Gestalt wieder zu beleben, wie sie mit ihren Thränen das holde Antlitz netzten — die lange Nacht — die Palme wiegte leise ihre Fächer über dem tiefsten Schlummer, Maria de Padilla war todt.

Schluß.

In der Alhambra.

Ein Trauerzug bewegte sich langsam durch das Thor der Gerechtigkeit.

Die Tochter der Alhambra war wieder heimgekehrt in ihre Mauern, das Kind wieder aufgenommen in treuen Vaterarmen, die Rechenschaft für ihr Leben draußen, brachte sie heim auf ihrer bleichen Stirn.

Alle die außer Juan ihr treues Herz geliebt hatte, folgten dem Zuge über den Hof der Cisternen,

an alle den Schauplätzen ihrer Kindheit vorüber bis zum Löwenhofe.

Maria hatte den ersten ungeheuren Schmerz über das Elternpaar gebracht, durch ihren Tod; aber von d'Avalos sicher hergeleitet, hatte sie ihnen den Sohn in die Arme gelegt, den frischen blühenden Knaben an das Herz ihres Vaters, das junge aufjubelnde Leben als Ersatz für ihr schattenhaftes Dasein ohne des Gatten Liebe.

Im Garten der kleinen Mesquita, welchen die steinernen Löwen treu bewachten, gingen neben dem Rosmarinstrauch, von Thränen ganz erschöpft, Petronila und die alte Tia Merced auf und nieder. Auf der Moosbank vor dem Häuschen, das nun bald ihr süßes Glück bergen sollte und das wie ein weißes Ei aus dem grünen Nest der Blüthenbäume hervorschimmerte, saßen Astasio und Luz. Sie banden Kränze aus Myrthen und Veilchen für ihre holde Herrin, aber die arme Luz war von Kummer bleich und nur dicht an Astasio geschmiegt, konnte sie die Schrecken der letzten Tage vergessen und der Zukunft entgegen lächeln.

„Vielleicht hat das böse Gold uns Unglück gebracht, Astasio," flüsterte sie, „ich fühlte es immer so kalt und schwer an meiner Seite."

„Ja, Du hast Recht, Luz, mir war es auch unheimlich, und wenn wir uns lieben, wozu brauchen wir Gold? Ich will es unter dem Rosmarinstrauch vergraben, bis vielleicht eine noch kleinere Luz —" sie küßte ihn sanft, um ihm den Mund zu schließen, — „ich meine eine ganz kleine Luz hier herumhüpft, und wir der Jungfrau ein goldnes Herz zum Dankopfer bringen."

„Sie werden immer Kinder bleiben," sagte Petronila überlegen zu ihrer Begleiterin, „aber hübsch sind sie und gut und liebend. Luz hat Salz (Grazie) wie die Salzbergwerke der Sierra Nevada und um etwas vernünftiger ist der Junker auch geworden. Jetzt badet Euch nur in Rosenwasser, Alte, denn um nach dem Jammer noch leben zu können, brauchen wir den Blick auf junges Glück!"

Wiederum goß der Mond sein bleiches Licht über die traumhafte Schönheit des Löwenhofes wie an Maria's Vermählungsfeste, und wieder sammelten sich Alle, welche die Mauern der Alhambra barg, zur letzten heiligen Feier.

In Blumen gebettet lag Maria da, schön wie ein Engel des Friedens. Ringsumher knieeten ihre Getreuen, Fernan die arme Donna Sancha stützend. Nur der Graf von Tendilla, den Knaben an der

Hand haltend, stand aufgerichtet zu Häupten seines Kindes. Die Thränen flossen in seinen grauen Bart, aber der alte Held, welcher sein Liebstes dem Vaterlande geopfert sah, wankte nicht. Er berührte Maria's edle Stirn und breitete die Hände aus zum Gebet: „Gott segne Spanien!“

Ende.

Anmerkungen.

[1]) Seite 5: Wenn man die kunstvollen Steinschneide-Arbeiten in den Kreuzgängen der Kirchen von Toledo betrachtet, so ist man erstaunt über den Witz und beißenden Spott, den der Künstler in einzelnen unter den Arabesken zerstreuten Gruppen über Priesterthum und Inquisition ergießt. Und um so mehr, als sie aus einer Zeit stammen, wo Ketzerverfolgungen und Verbrennungen in ihrer vollsten Ausübung waren.

[2]) Seite 46: „Granaten, richtiger Grenaden, ist der frühere Namen für Bomben. Sie kommen schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts vor, waren aber damals nur etwa drei Zoll groß, ungefähr wie die Frucht einer Granate, weshalb sie auch diesen Namen erhielten. Die Verfertigung von Handgranaten, welche mit der Hand geworfen werden konnten, lehrte Baptista de Valle, der hierüber eine große Schrift herausgab. Erst später kam man auf den Gedanken, größere Granaten zu gießen und sie aus Kanonen zu schießen. Zunächst bediente man sich der Granaten in Italien zur Vertheidigung fester Plätze, im niederländischen Kriege wandte man sie zuerst 1606 an. Später wurden sie fast immer bei dem Angriff des bedeckten Weges angewendet. Weil aber zum Werfen derselben eine besondere Entschlossenheit nöthig war, so theilte Ludwig XIV. zuerst jeder Infanterie-Compagnie vier Grenadiere zu, die aber nachher in besondere Compagnien zusammengezogen wurden und noch in vielen Armeen den Stern der Infanterie bilden, obwohl das Granatenwerfen längst verschwunden ist.“

[3]) Seite 110: historisch.

Franz I. von Frankreich, welchen der Verlust von Navarra, als der Beginn der Feindseligkeiten mit Carl dem Fünften, die sein Leben ausfüllen sollten, bitter kränkte, versuchte Verbindungen mit den aufrührerischen spanischen Städten anzuknüpfen.

Inhalt des dritten Bandes.

Bolgiani, Valeska,

Die Tochter der Alhambra Historischer Roman in drei Büchern

Bd.: 3

Berlin 1869